

Zeitschrift



des Vereins für die
Geschichte Berlins

Neue Folge der „Mitteilungen“

60. Jahrgang

Heft 1

Die Zeitschrift erscheint jährlich in drei Heften; sie wird den Mitgliedern des Vereins unentgeltlich zugesandt. — Nachdruck ist verboten.

1943

Inhalt: Johannes Nohl, Otto Göriz, der Begründer der Göriz-Lübeck-Bibliothek zu Berlin 1832—1921. S. 1. — Toni Sarinig, Der Berliner Wäldersturm von 1615. S. 20. — Dr. Hermann Rügler, Zwei achtzigjährige Ehrenmitglieder. S. 23. — Kleine Mitteilungen: Dr. Georg Prensens, Karl Blechen. S. 25. Max Kehrigh-Korn, Berliner Philhellene. S. 37. Dr. Hans Jahn, Die verhängnisvolle Landpartie in den Grunewald oder die Feuersbrunst in Wilmersdorf im Jahre 1672. S. 39. — Bücherschau. S. 41.

Otto Göriz, der Begründer der Göriz-Lübeck-Bibliothek zu Berlin 1832—1921.

(Mit 5 Abbildungen.)

Aus seinem Nachlaß zusammengestellt und mit einer Einleitung versehen
von Johannes Nohl.

Vorbemerkung.

Otto Göriz hatte den Gedanken, seine „Lebensskizzen“ zu veröffentlichen, wohl des öfteren erwogen, aber immer wieder von sich gewiesen. Er hat auch keine Darstellung seines Lebens in zeitlicher Folge der Erscheinungen hinterlassen. Eine eigentliche Biographie zu schreiben, verbot ihm schon seine Bescheidenheit. „Nur solche Menschen hätten ein Leben“, meinte er einmal einem Freunde gegenüber, „die dauernder Erinnerung wegen außerordentlicher Verdienste wert wären oder über völkerbewegende Zeitereignisse Aufschluß geben könnten“. — „Ich schaffte, nicht schuf ich. Ich gehöre zu den Fundamenten, die niemand sieht, wenn der Bau steht.“

Diese Kritik an seinen eigenen geistigen Fähigkeiten gebietet Achtung wie jede charakterliche Äußerung dieses Mannes, aber sie kann über den Wert unserer Veröffentlichung nicht entscheiden.

Die Görizischen Aufzeichnungen zu bearbeiten, erschien mir berechtigt, weil sie für die Geschichte Berlins, sowohl in bezug auf die Stadt selbst wie auf ihre Bewohner, von großer Bedeutung sind und schon ihre Zeitspanne vom Spätkriegsmeister bis zum Ausgang des Weltkriegs bemerkenswert ist. Sie zeigen uns auch eindrucksvoll, wie das Jahn'sche Turnen Jahrzehnte hindurch die Besten der Nation ertüchtigte und den deutschen Einigungsbestrebungen Blut und Schwung verlieh.

Nicht zuletzt bewog mich zu der Veröffentlichung meine Bewunderung der sittlichen Kraft und Reinheit des Mannes. Wie wenige Menschen hat dieser vielleicht von Haus aus mächtig Bezahnte mit seinem Pfünde gewuchert. Mit einem großen sozialen Verantwortungsgesühl hat er unablässig eifrig an sich selber gearbeitet, alle seine Kräfte in den Dienst der Allgemeinheit gestellt und eine Lebensleistung vollbracht, wie sie nur

wenigen gelingt. Mit schönem Stolz schreibt der Greis in seinem Tagebuch: „Werden die Menschen nach ihrem Verstande geordnet, so kommt meine Person in eine hintere Reihe. Wenn Gesinnung und Gesittung bestimmen, so darf ich in die Front treten.“ Ganz gleich, ob wir Göriz als Sohn, Bruder oder Freund betrachten, ob als Turner oder Lehrer, als Sammler oder als Bibliothekar, als Sohn seiner Vaterstadt oder seines Vaterlandes, in jeder Stellung erscheint er uns als vorbildlich, als ein Mann von großer Tugend und Tüchtigkeit.

Auf Wunsch von Dr. Hermann Rügler, dem Vorsitzenden des „Vereins für die Geschichte Berlins“, dem ich auch an dieser Stelle für freundliche Beratung danke, habe ich der von mir bearbeiteten ausführlichen Lebensgeschichte von Göriz die Teile entnommen, die für die Zwecke des „Vereins für die Geschichte Berlins“ in Frage kommen.

Beinahe der gesamte handschriftliche Vorrat, den ich in dem Schrifttum am Schluß ausführte, wird verwahrt als „Göriz-Lübeck-Stiftung“ in der Stadtbibliothek der Reichshauptstadt Berlin. Herrn Direktor Dr. Wilhelm Schuster, der die Göriz-Lübeck-Stiftung im Sinne ihres Stifters verwaltet, spreche ich sowohl für die Erlaubnis der Benutzung wie auch für sein gütiges Entgegenkommen meinen herzlichsten Dank aus. Ebenso danke ich Herrn Bibliotheksinspektor Dr. Werner Marold für seine unermüdete Hilfsbereitschaft. Zwei Tagebücher und verschiedene Aufzeichnungen von Otto Göriz überließ mir zur Benutzung Herr Studienrat Kurt Göriz, der Großniese von Otto Göriz. Auch ihm meinen besten Dank! Herr Studienrat Göriz erzählte mir, seinem Großonkel sei bereits im Jahre 1905 von Amerika her eine Viertel Million Mark für seine Sammlung angeboten worden.

Er habe sie mit der Begründung ausge schlagen, deutsches Geistesgut müsse der deutschen Welt erhalten bleiben.

Zu dem Text selbst habe ich noch zu bemerken, daß er aus zahlreichen Aufzeichnungen mosaikartig zusammenge setzt ist, manche Seite aus 3 bis 7 verschiedenen Stellen. Nirgends aber habe ich mir erlaubt, Eigenes hinzuzufügen, und außer wenigen Flichtworten entstammt alles der Feder von Otto Göriz.

Otto Göriz und sein Freundeskreis.

Otto Göriz hat sich durch seine Stiftungs bibliothek, die er am 1. Mai 1882 der Stadt Berlin übereignete, einen über die Zeiten dauernden Namen gemacht. Bis zum Jahre 1908 dem Märkischen Museum zugehörig, bildet sie heute den wertvollsten Bestandteil der Berliner Stadtbibliothek.

Die Bibliothek der Göriz-Lübeck-Stiftung umfaßt annähernd 45 000 Bände). Aber wie schon Göriz selbst betonte, nicht die Menge der Bücher, Handschriften und Abbildungen, sondern die Beziehung der verschiedenen Gegenstände auf einen Gedanken macht den Wert seiner Sammlung aus, und dieser eine leitende Gedanke war von Anbeginn die geschichtliche, kultur-, kunst- und literaturgeschichtliche Entwicklung Berlins.

Die Geschichtsschreiber Berlins, der Mark Brandenburg und Preußens werden immer wieder auf die Göriz-Lübeck-Stiftung zurückgreifen müssen¹⁾. Auch sind die handschriftlichen Schätze, und die in solcher Vollständigkeit nirgends vorhandenen Berlinensien noch keineswegs ausgeschöpft worden. Ich denke hier vor allem an den für die deutsche Geistes- und Kulturgeschichte überaus wichtigen Nachlaß Johann Joachims und Heinrich Bellermanns.

Für die Geschichte des deutschen Turnens, insbesondere des Berliner Turnwesens etwa bis zum Jahre 1820, enthält die Sammlung den reichsten Vorrat an Druckschriften, Handschriften und Handzeichnungen. Unschätzbar sind die zahlreichen Handschriften des Turnvaters Jabn, unter anderem seine Verteidigung wider die Anklage des Landesverrats, sowie der handschriftliche Nachlaß Wilhelm Lübeds.

Als die Erfüllung seines ursprünglichen Traumes und als seine persönlichste Leistung betrachtete Göriz seine Sammlung der literarisch bedeutenden Schöpfungen unseres Volks von den Tagen der Renaissance bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts in zeitgenössischen Originaldrucken. Ihr galt seine besondere Zärtlichkeit.

Der ausgezeichnete, von Göriz selbst hergestellte Katalog der „Stadtbibliothek der Göriz-Lübeck-Stiftung zu Berlin“ umfaßt vier Bücher in zwei starken Bänden:

Zur deutschen Literatur 1886.

Zur vaterländischen Geschichte 1892.

¹⁾ Dr. Alend Buchholz schätzte im Jahre 1898 die Sammlung auf 30 000 Bände. Göriz selbst spricht im Jahre 1904 von 50 000 Bänden, sein Freund Albert Rohmann 1908 im Nachwort zu den von ihm herausgegebenen Aufzeichnungen seines Vaters von 60 000 Bänden, die Dunderschen Verwaltungsbereiche vom Jahre 1922 bis 1924 von rund 35 000 Bänden.

²⁾ Als die drei Hauptstüde seiner Bibliothek bezeichnet Göriz in seinen Tagebüchern: Deutsche Literatur, Preussische Geschichte, Kunst und Kunstwissenschaft in Berlin.

Ein Katalog „Zur Kunst und Kunstgeschichte“, der in drei Bänden erscheinen sollte, ist leider nicht herausgekommen.

Die von dem Bildhauer Eduard Göriz begonnene und von seinem Bruder liebevoll fortgesetzte Kunstsammlung enthielt allein über 12 000 Kupferstiche, ferner zahlreiche Holzschnitte, Lithographien, Karten, Pläne, Städteansichten, Handzeichnungen und Portraits. Nach den Dunderschen Verwaltungsberichten³⁾ stellte sie die bedeutendste Sammlung Berliner Bildnisse dar. Sie besteht heute nicht mehr gesondert, sondern ist in dem übrigen Besitz des Märkischen Museums aufgegangen.

Auf die Bedeutung des hervorragenden Sammlers hat kein Geringerer als Herman Grimm bereits in den neunziger Jahren hingewiesen. „Von diesem Manne“, schreibt er in der Deutschen Literaturzeitung (1896, Nr. 23), „wird in Zukunft gewiß noch oft die Rede sein, nicht nur, wenn die hingebende Arbeit eines mit seltener Literaturkenntnis ausgestatteten Bücherfreundes und Bibliothekars in einem persönlichen Beispiel hingestellt werden soll, sondern auch, wenn für die Aufzöpfung eines für seine Vaterstadt begeisterten Berliners ein idealer Vertreter gesucht wird.“

Aber die Entstehung der Sammlung, mit deren öffentlicher Stiftung Göriz vor allen Dingen seinen Bruder Eduard und seinen Freund Wilhelm Lübeck ehren wollte, geben uns seine Aufzeichnungen reichen Aufschluß. Für die Psychologie des Sammlers sind sie deshalb von unschätzbarem Wert. Ich denke hierbei nicht zuletzt an die vortrefflichen Ausführungen: „Wie schafft der Sammler?“ Was den Sammler Göriz besonders auszeichnet, ist von Anbeginn das Ziel, der Wissenschaft und der Allgemeinheit zu dienen. Wir dürfen ihn als einen besonderen Typus des deutschen Sammlers ansprechen. Denn bei aller Sammelleidenschaft, deren Seligkeiten und Qualen er wie wenige ausgekostet hat, gehorcht er doch stets den sittlichen Forderungen des Lebens. Erfranken seine Brüder, schränkt er sofort die Ausgaben für Bücheranschaffungen ein; nicht anders, als die ihm selbstverständliche Pflicht, für die Kinder seines verstorbenen Bruders Adolf zu sorgen, an ihn herantritt. „Konnte ich für die Bücher darben, die doch nur Ersatz für ein entsagungsreiches Leben waren, so kann ich für zwei Menschen, die zu schönen Hoffnungen berechtigen, um noch vieles freundvoller auf alle Bequemlichkeiten und auf eingebil dete Bedürfnisse verzichten.“

Mit Ingrim m geißelt er das Vorgehen, mit dem sich schon damals viele Sammler durch List, Unaufrichtigkeit und Rücksichtslosigkeit in den Besitz wertvoller Werke zu bringen wußten. Wie dann in der Inflationszeit Schieber und Neureiche gewissenlos sammelten, hat der edle Mann nicht mehr erleben müssen. „Lüge, Eigennuß und Bosheit herrschen“, klagte er schon im Jahre 1916, und es war das größte Leid seines Alters, daß der Direktor des Märkischen Museums, in dem seine geliebte Bibliothek untergebracht

³⁾ „Die größte bestehende Sammlung Berliner Bildnisse.“ Dundersche Verwaltungsberichte 1920 bis 1924 I, V. S. 38.

worden war, daß Dr. Otto Pniower für seine Ziele und Wünsche nicht das geringste Verständnis aufbrachte und jedes Lob seiner Person für eine Zurücksetzung seiner eigenen Person hielt.

Daß Göriz bei den verhältnismäßig geringen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, eine so ungeheure Bibliothek zusammenbringen konnte, ist nächst günstigen Zeitumständen, in erster Linie seiner beispiellosen Selbstopferlichkeit und unaussprechlichen Liebe zur Sache zu verdanken. Er war keineswegs ein armer Mann, und mit seinem Gehalt als ordentlicher Lehrer an der Viktoria-Schule, das die Stadt Berlin ihm nach seiner Emeritierung im Jahre 1888 voll bis zu seinem Tode weiterzahlte, hätte er um so mehr ein angenehmes und bequemes Leben führen können, als ihm der Verkauf des von den Eltern ererbten Hauses in der Lindenstraße die nie erwartete Summe von 100 000 Mark eingebracht hatte; aber er lebte wie ein mittelalterlicher Mönch. In einem möblierten Stübchen nach Hof und Garten hinaus in der Neuen Jakobstraße Nr. 9 hat er seinen Lebensabend verbracht; seine Ernährung war spartanisch, und auf die für ihn höchste Lust des Reisens hat er in späteren Jahren fast gänzlich verzichtet. Alle Menschen, die mit dem Bibliothekar Göriz in Berührung kamen, standen im Banne seiner selbstlosen Liebe und Hingebung an seine Vaterstadt. Auch führte die Bewunderung solchen Opferwillens oft zu recht wertvollen Bücherschenkungen. Von den vielen Spendern, die er in den Vorreden zu seinen Katalogen aufzählt, nenne ich nur die Kochhans, die Bellermanns, Auguste Grimm (die Tochter Wilhelm Grimms), Herman Grimm und Stadtkämmerer Runge.

Sehr vielen Wissenschaftlern, Männer wie Verdrow, Floboard Freiherrn von Biedermann, Bormann, Bornhaf, Doebber⁴⁾, Droyfen, Ellinger, Engel, Euler, Max Friedländer, Ludwig Geiger⁵⁾, Herman Grimm, Hans von Müller, Erich Schmidt, Reinhold Steig, Streckfuß, Otto Tschirch⁶⁾, hat Göriz nicht nur seine Biblio-

⁴⁾ Adolf Doebber: Heinrich Genz, ein Berliner Baumeister um 1800, Berlin 1916. Im Vorwort Dank an Otto Göriz.

⁵⁾ Ludwig Geiger, Berlin. Geschichte des geistigen Lebens der preussischen Hauptstadt Berlin 1893. Bd. I, Vorwort VIII, „Das Meiste entnahm ich aus dem reichen Bücherbestande der Göriz-Lübeck-Stiftung, die mit Recht als die spezifische berliner Bibliothek bezeichnet werden kann und die außer durch ihren großen Reichtum noch durch die unermüdete Gefälligkeit und sachkundige Unterstützung, welche ihr Begründer und Vorsteher Herr Otto Göriz gewährt, eine unerschöpfliche Fundgrube ist. Ihm vor allem gehört wärmster Dank.“

⁶⁾ Otto Göriz an Prof. Dr. Tschirch. 3. Jan. 1913. „Für die Zusendung der Festschrift zur Hohenzollernfeier 1912 sowie des Begleitschreibens zu Hauff's Mikrophotikon bin ich Ihnen sehr dankbar. Denn Sie haben durch das Zeugnis vom besonderen Werte der in meinem Besitz befindlichen Handschrift die Bibliothek geehrt, mich selbst aber mit der alten Hingebung erfüllt, die mir leider unter dem Eindruck trüber Erfahrungen im Märk. Museum fast ganz und gar verloren gegangen war.“ Vergleiche ferner Otto Tschirch: „Geschichte der öffentlichen Meinung in Preußen vom Baseler Frieden bis zum Zusammenbruch des Staates. Weimar 1933/34. „Ich gedenke der treuen Helfer bei der Arbeit — — — des ehrwürdigen Otto Göriz, der mir die reichen Schätze der von ihm selbst zusammengebrachten

thek, sondern auch sein erstaunliches Wissen zur Verfügung gestellt. Von der Liebenswürdigkeit des Bibliothekars statt vieler Zeugnisse dieses Dankschreiben Reinhold Steigs vom 13. September 1892:

Liebster Herr Göriz!

Hier kommt um gütige Auf- und Abnahme stehend mein Buch: „Goethe und die Brüder Grimm.“ Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für die märchenhafte Güte, mit der Sie mir Ihre Bücherstätte hergegeben haben. Dergleichen ist nirgends je in allen Weltteilen, weder in Europa noch in Amerika, noch in Deutsch-Ostafrika erfunden worden.

Herzlich grüßend Ihr
Steig.

Besonders gütig war Göriz gegen junge, wißbegierige Menschen. Bei Onkel Heinrich und Tante Emilie Bellermann hatte ich den jugendfreundlichen alten Herrn kennengelernt, und besuchte ihn dann oftmals in seiner Bücherei im Erdgeschoß des schönen von de Bodt erbauten Podewils-Palais, Klosterstraße 68; sie konnte montags, mittwochs und sonnabends zwischen 3 und 6 Uhr benutzt werden. Die ersten Bücher, die er mir ließ, waren die Selbstlebensbeschreibung von Joachim Nettelbeck und die Märchen und Jugenderinnerungen von Ernst Moritz Arndt. Das zweitemal erhielt ich die Aphorismen über die Kunst von Görres. Es ist dazu zu bemerken, daß ich damals knapp 15 Jahre alt war, und daß der Knabe die Hergabe gerade des Görres als einen Ausdruck großen Vertrauens empfinden mußte. Denn was für seltsame und schwerverständliche Dinge standen in dem Büchlein. „Es schadet gar nichts“, meinte der alte Herr, „wenn du vieles darin noch nicht verstehst. Es ist genug in dem Buch, was dich ernstlich beschäftigt und anregen wird. Oft guckt man durch solch ein Buch wie durch ein Schlüsselloch in eine fremde herrliche Landschaft.“ Als ich dann ging, meinte er mit ernstem Blick: „Wenn du mir das Buch wiederbringst, werde ich sehen, was du für ein Mensch bist. Alle guten Bücher sind heilige Bücher und man muß sie dementsprechend behandeln.“

Als ich wieder einmal zu ihm kam, lag er in einer Hängematte, die zwischen zwei Bücherregalen gespannt war, und es wurde mir, dem unermüdeten Leser, sehr heimlich zumute, als er erzählte, wie er sich oft des Abends nicht von seinen Büchern trennen könne und dann in der Hängematte die Nacht verbringe.

Das letztmal besuchte ich ihn, als er mit seiner Bibliothek in das Märkische Museum übergesiedelt war. Es ist mir unvergeßlich, wie der alte, sichtlich verfürzte Mann in den dunklen Kellerräumen mit der Taschenlampe nach einem Werke stöberte; da war seine Bücherei zu seiner größten Enttäuschung untergebracht worden, entgegen den Erwartungen, die das Bauprogramm zu einem Märkischen Provinzialmuseum vom 26. August 1892 zuließ. Er beklagte den durch Raumangel veranlaßten Wirrwarr (die Bücher mußten in zwei bis drei Reihen hintereinander stehen) als das größte Mißgeschick seines Alters.

G.-L.-St. zur Verfügung stellte und sich herzlich freute, wenn er durch Ankauf einer seltenen Flugschrift den Stoff meiner Forschungen mehren konnte.“

„Ein Freund der Kinder und der Bücher“ wollte Göriz auf seinem Grabstein genannt werden. Die dankbare Stadt Berlin ist seinem Wunsche nachgekommen⁷⁾.

Als Freund der Kinder und der Bücher trug er die Kraft in sich, die das Lehrerherz erfüllen muß. „Liebe zur Kinderwelt“, schreibt er einmal, „war meine einzige unüberwindliche Leidenschaft. Nur einmal im Leben durchzitterte ein leises Liebeswiehen zu einer aufblühenden Jungfrau mein Gemüt.“



Abb. 1. Otto Göriz
im Jahre 1870.

Auf dem Turnplatz Wilhelm Lübecks hatte er seine Freude an der erzieherischen Tätigkeit zuerst entdeckt. Der Turnplatz und das Vorbild Lübecks waren es, die ihm das antike Ideal des Lehrers als eines an Leib, Seele und Geist harmonisch gebildeten Menschen vor Augen stellten. „In seiner Körperhaltung“, forderte er später vom Lehrer, „müssen Kraft und Würde sich einen, in seinem Blicke Ruhe und Klarheit herrschen, auf den Lippen muß Anmut thronen, in der Rede Gedankenreichtum sich offenbaren.“ Göriz hatte das Glück, Adolf Diesterweg, von Pestalozzi selbst für einen der reinsten Jünger seiner Ideen erklärt, näherzutreten.

Viele Glückwunschbriefe von ehemaligen Schülerinnen zum 80. Geburtstag bezeugen, wie geliebt und verehrt Göriz als Lehrer war. Einige der alten Damen haben mir dann noch erzählt, wie erhebend der Unterricht, besonders in der Literatur und der Kunstgeschichte gewesen sei. Wenn Göriz am Schluß der Stunde den Raum verlassen hatte, seien die jungen Mädchen im Banne seiner begeisterten Rede noch längere Zeit lautlos und mit glühenden Wangen dageessen.

Ist Göriz das Glück der Ehe nicht beschieden gewesen — erst im hohen Alter beschlich ihn zeitweise das Gefühl, daß ihm da ein Segen fehle —, so hat er das Glück treuer Freundschaft doch wie wenige genossen. Sie ist die eigentliche Schicksalsmacht in seinem Leben gewesen und hat ihn in den schwersten Lebensstunden über der Verzweiflung emporgehalten.

⁷⁾ Otto Göriz ruht auf dem Begräbnisplatz der St. Petri-Gemeinde, Friedenstraße 81. Es ist vom Hauptportal rechts das zehnte Grab. Auf der Vorderseite des mit einem Relief geschmückten Grabsteines steht: „Prof. Otto Göriz, geb. 16. 9. 1832, † 2. 8. 1921. Er war ein Freund der Bücher und der Jugend.“ Auf der Rückseite: „Ihrem hochverdienten Bürger die Stadt Berlin.“

Da ist zunächst die ganz einzigartige Freundschaft zu seinen Brüdern, die wie mit reinen, schweren Glockenböden sein ganzes Leben durchzieht. „Der Geist der Mutter muß es wirken“, schreibt er, „daß ich meine Brüder am meisten liebe von allen meinen Freunden.“ Am innigsten verbunden war er seinem Bruder Eduard, dem Bildhauer. Am ihm, der von praktischen Dingen keine Ahnung hatte, nützlich sein zu können, steckte er seine eigenen Ziele niedriger und nahm die ganze Last der Sorgen um die Familie auf seine Schultern.

Eduard Göriz⁸⁾ war ein Schüler Albert Wolffs und Friedrich Drake's. Eine reich mit Renaissanceverzierungen überzogene und in Gold und Silber ausgeführte Sammelbüchse, die er im Jahre 1868 für den Berliner Künstlerverein anfertigte, hatte in Künstler- und Liebhaberkreisen solches Aufsehen erregt, daß er hauptsächlich auf Grund dieser Leistung für die Leitung des Modellierunterrichts an dem neugegründeten Gewerbe-museum gewonnen wurde. Im Jahre 1875 erfolgte seine Berufung zum ordentlichen Lehrer an der königlichen akademischen Kunstschule. „Seine Arbeiten waren Leistungen“, schreibt Albert Kochhann, „auf dem Gebiete der gewerblichen Kunst, wie sie bisher bei uns im Norden seit dem Mittelalter noch nicht wieder gemacht worden waren, wirkliche Kunstwerke.“ Leider sollte dem schönen Schaffen ein frühzeitiges Ende bereitet werden. Eine Gehirnerweichung lähmte seine Schaffenskraft und ließ seinen Geist bald in trübe Nacht versinken. Göriz prägte für ihn die Grabchrift: „Geschätzt als Künstler, geliebt als Mensch.“

Schon um seines Freundeskreises willen müßte man Göriz eine hohe Bedeutung beimessen, und es ist zu beklagen, daß er nicht den Versuch gemacht hat, diesen Kreis eingehend darzustellen. Denn alle diese Männer, die Kochhann, die Bellermann, die Kampffmeyer, Lübeck, Runge, Straube, die Angerstein, Feddern, Schulrat Michaelis, Leo Alfieri, Karl Ludwig Zeitler⁹⁾, der Stifter der Zeitlerschen Studenten- und Frauenheime, gehören in den Ehrensaal des Bürgertums, wie ihn Göriz für das Märkische Museum geplant hatte. In einem Trinkspruch, den er dem alten Kochhann Neujahr 1871 darbrachte, heißt es: „Mächtige Könige rühmen sich, daß sie ihre Krone vom Tische des Herrn genommen haben. Wir sind des Glücks teilhaftig, eine Krone von diesem Tische her zu empfangen, nämlich die Bürgerkrone, deren schönster Demant die Treue in der Gesinnung für Recht und Wahrheit ist. Es hat aber die Bürgerkrone vor der königlichen den Vorzug, daß ihrer viele sie tragen können, ohne einander zu beneiden, ja daß dieselbe auf dem Haupte jedes Trägers desto fester sitzt, je mehr Mitbürger die Krone tragen.“

Am ergiebigsten sind Göriz' Aufzeichnungen über Wilhelm Lübeck. Turnvater Jahn hatte Lübeck, dieser

⁸⁾ Über Eduard Göriz vgl. Pietzsch, Die berliner Bildhauerschule, in: Grenzboten 1866, S. 514. Kunstchronik V, S. 100, X, S. 248. Ferner Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst 1868, Nr. 4, S. 29.

⁹⁾ Ludwig Zeitler, Erinnerungen eines Berliners, Entstehung der Zeitlerschen Studenten- und Frauenheime. Berlin 1909, S. 63—73: „Lübecks Turner“, S. 72 über den „mimosenhaft empfindenden Göriz“.

festesten Stütze des Berliner Turnwesens, nachgerühmt, treu dem Wahrhaften der deutschen Turnkunst geblieben zu sein und in ihr auch in schwerster Zeit einen deutsch-nationalen Entwicklungskern gefunden zu haben. Er hat ihn „Kopf, Herz, Hand und Fuß des Turnens und den allertätigsten und rat- und tatkräftigsten seiner Freunde“ (an Meffert, 12. Februar 1840) genannt. Die wohlthätige Wirkung, die von Lübeck auf die ganze Nation ausging, kam in der Tat nicht hoch genug bewertet werden. Görig's sehnlichster Wunsch, das Bild des Freundes, dessen Lieblingschüler er war, in einer genauen Lebensbeschreibung der Nachwelt zu überliefern, ist nicht in Erfüllung gegangen. Es gelang ihm im hohen Alter nicht mehr, seine verschiedenen Aufzeichnungen und Aufsätze zusammenzufassen. In der Vorrede zu dem geplanten großen Werk über Jahn und Lübeck spricht Görig den väterlichen Freund mit folgenden Worten an: „Was wäre aus mir geworden, wenn ich dich nicht gehabt hätte! Dein Beispiel zeigte das Ziel, das der Jüngling später erstreben und der Mann erreichen sollte. Durch deine Liebe zum Guten weihetest du mich dem Guten. Durch deinen Haß gegen das Böse lehrtest du mich das Böse kennen. Und doch bin ich nur Einer von Vielen, denen du einst alles warst. Ich crachte es als das beste Glück meines Lebens, daß es mir vergönnt ist, mit dir zu leben. Dir verdanke ich wie das Beste meines Lebens, die sittliche Kraft, so auch das Beste in diesem Werke, den Inhalt. Du selbst sprichst aus dem Buche, dessen Veröffentlichung ich nur übernommen habe, weil es eine heilige Pflicht gegen die Nachkommen ist, daß wir geschichtliche Tatsachen aus den Briefen und Reden der Zeitgenossen unverfälscht überliefern; andrerseits aber wäre es der schändeste Undank gegen die Vorfahren, wollten wir ihre hohen Verdienste für die Sache verschweigen. Du, mein ältester Freund, der mir zu verschiedenen Zeiten Gespieler, Lehrer, Vater, Bruder gewesen bist, du hast den Bau gründen helfen, den ihr anlegtest, damit er eine freie und starke Menschenwelt trüge.“

Durch Lübeck ist auch das politische Denken von Otto Görig bestimmt worden. Was die Turnfreunde mit Jahn ersehnten, war die Erfüllung des Vermächtnisses von 1813: ein freies, mächtiges, geeintes, kulturell und sozial glückliches Großdeutschland. „Die Zukunft gehört der Nation, nicht den Dynastien.“ Seine persönliche Teilnahme an der Wirksamkeit für die deutsche Sache bewies der sonst so stille und zurückhaltende Görig als Mitarbeiter Lübecks, als Schriftführer, Sprecher und Wahlmann des Bezirksvereins in den Jahren 1861 bis 1871. Dazu durch Aufsätze in verschiedenen Blättern und durch Vorträge in mancherlei Vereinen. Er hat später gewünscht, der Ruf eines unermüdbaren Arbeiters möge ihm nachhallen, und er sprach unter anderem bezeichnenderweise über das Leben der Ameisen und deren Tätigkeit, sowie über das Leben der Bienen und ihre staatliche Einrichtung. Am 6. August 1864 ernannte ihn der Lübeckische Turnverein¹⁰⁾ „als einen Mann, der durch

sein Wirken und Streben den Beweis geführt, daß er mit inniger Liebe und Treue der Turnerei ergeben sei“, zum Ehrenmitgliede. War es doch auch einzig ihm zu verdanken, daß Lübeck, der seiner ganzen Artung nach ein Gegner eines seinen Namen tragenden Vereins sein mußte, dem am 24. August 1861 gegründeten Lübeckischen Turnverein, der heut bald 80 Jahre in Ehren besteht, seinen Segen mit seinem Namen gab. „Wer leistet Bürgerschaft“, fragte Lübeck, „daß der Geist des Vereins der uns heute gefällt, dauernd fortwirkt? Wird man sich der vier ‚F‘ in ihrer wahrhaften Bedeutung fortgesetzt erinnern? Wird man frei von sittlichen Schwächen bleiben, fröhlich niemals in lustig verwandeln, frisch nicht nach dem äußeren Schein beurteilen, fromm durch Treue und gute Gesinnung und Handlungen bezeugen? Mir liegt nicht daran, daß mein Name bekannt und nach meinem Tode genannt werde, ich wünsche nur, daß mein Andenken unter keiner Form Unehre treffe.“ Und Freund Görig erwiderte: „Dem Verein wird dein Name zum Ehrenschilde dienen, den man vor jeder Unzucht behütet; die Erinnerung an dich wird für manchen ein Antrieb werden, die vier ‚F‘ in deinem Sinne zu beherzigen.“ Görig selbst soll ein gänzlicher Turner gewesen sein und namentlich am Barren höchste Gewandtheit und Sicherheit gezeigt haben. Er war jahrelang Vorturner und seinem Meister ein unersetzlicher Helfer beim Unterricht. Vertrauensvoll wagte man sich an die schwierigsten Übungen, „war ja der Görig da“. Nach dem Tode Lübecks im Jahre 1879 widmete ihm der Freund¹¹⁾ verschiedene Gedenkaufsätze. Am 9. September 1880 übergab er als Beauftragter der Denkmalskommission

¹¹⁾ Leo Alfieri an Otto Görig 16. Apr. 1879:
Lieber Görig

Wenn wir, was uns gewiß sehr zu statten kommt, Deine Gedächtnisrede in die Sonntagsbeilage der Vossischen aufgenommen erhalten, so müßte, wie ich glaube, gerade Lübecks Wirken in der Öffentlichkeit — ich meine damit den schlesischen Busch — hervorgehoben werden. Für die Publizität einer Zeitung ist auch öffentliches Wirken einer Person, die ihre besondere Würdigung finden soll, nötig, und so ersprießlich und sogar wunderartig auch Lübecks Wirken im kleinen Kreise der Blumenstr. 3 gewesen, seine Tätigkeit im schlesischen Busch, sei es in Zucht bei den Massen, sei es in der Leitung großen Barlaufs, und besonders des Ballschlagens, das vielleicht seit der Zeit der Kurfürsten nicht mehr mit solcher Vollendung und mit solchem Eifer geübt worden war, ist sehr bemerkenswert. Nicht minder groß und für mich und viele unvergänglich stehen die großen Ritter- und Bürgerspiele in der Köpenicker Heide da. Wie wußte Lübeck dabei die militärischen Tugenden der Jugend hervorzulocken und zu entwickeln, mit welcher Gewandtheit und Leidenschaft wurde gekämpft, und welche Ordnung wußte Lübeck bei alledem zu halten.

Noch heut, wo ich mit den Jahren eine kühle Auffassungsweise mir angeeignet habe, stehen mir diese Nachmittage mit einem wahren Nimbus umkleidet da, und ich glaube, niemand vor Lübeck und vielleicht auch niemand nach ihm, wird es wieder vermögen, in kurzen Stunden Tausenden von jungen Leuten die Liebe zur Natur und das Gefühl für männliche Tugend wachzurufen.

Nimm mir, lieber Görig, diesen kurzen Rückblick nicht übel, ich glaubte aber, weil Du so wenig von Lübecks Wirken draußen im schlesischen Busch zu halten schienst, aber gerade dort vielen Tausenden das im Herzen frei aufgekeimt ist, was er Euch im kleinen Kreise der Blumenstr. mit Sorgfalt eingepflanzt hat, daß ich darauf hinweisen mußte. Mit freundlichem Gruß L. Alfieri.

¹⁰⁾ Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des Lübeckischen Turnvereins zu Berlin am 19. Nov. 1911. Vgl. auch Hans Breudicke, Die Vereine des Berliner Turnrats. Berlin 1882, S. 85—98.

Grab und Denkmal¹²⁾ des Freundes auf dem Luisenstädtischen Friedhof in der Bergmannstraße in Hut und Pflege des Lübeckischen Turnvereins. Seine Ansprache soll nach dem Zeugnis Robert Peschkes jeden, „der dem lieben Toten nahegestanden, wie ein Echo aus der eigenen Brust erklingen sein“. Von des Meisters wertvollem Nachlaß hat Göriz viel an das Zahn-Museum in Freiburg an der Anstrut geschenkt¹³⁾, zu dessen ersten Anregern und Förderern er zu rechnen ist: neben seltenen Büchern, darunter allen Werken Zahns im Erst- und Zweitdruck, auch eine Haararbeit aus Zahns Haaren und ein Bild des Turnlehrers Lübeck, gezeichnet von Knebel; ferner unzählige Blätter und Spottbilder. „So gern ich für das Museum nehme“, schreibt der damalige Museumsleiter Schadewell am 1. März 1903, „würde mich doch ein schwerer Schrecken befallen, wenn ich von Ihnen noch 3000 Blätter erhalten würde, denn dann würde der erste Fehler unseres Museums sein, daß der Bau schon wieder zu klein.“

Von nicht minder schicksalhafter Bedeutung wie der Bund mit Lübeck war die Freundschaft mit Heinrich Eduard Kochham, dem Vater seiner beiden Turnfreunde Albert und Heinrich Kochham. Verdankte er Lübeck die erste Anregung zum Lehrberuf so wie zu seiner Sammeltätigkeit, so Kochham die Anregung zu seiner Bildnißsammlung und fast alle äußeren Erfolge seines Lebens. Dank ihm wurde er am 1. April 1869 als ordentlicher Lehrer an der 1866 von Kochham ins Leben gerufenen zweiten städtischen höheren Töchterschule in der Prinzenstraße (Viktoriafschule) angestellt, wie denn auch später auf Kochhams Einfluß und Bemühungen hin die Stadt Berlin die Göriz-Lübeck-Stiftung annahm und ihre Unterbringung im Märkischen Provinzialmuseum anordnete, bei dessen Gründung im Jahre 1874 Kochham auch nicht unbeteiligt gewesen ist. Ein geschlossenes Lebensbild Kochhams hat Göriz leider nicht hinterlassen, doch sind seine „Beiträge zur Charakteristik des Ehrenbürgers von Berlin“ von großem Werte. Ein besonderer Verlust ist es, daß die Briefe Kochhams an Göriz, die in der Vorrede zum Katalog als wertvollster Schatz bezeichnet werden, unauffindbar sind. Ebenjowenig konnte ich ermitteln, wohin die von Göriz angekauften und der Göriz-Lübeck-Stiftung übergebenen Arbeiten und Modelle seines Bruders Eduard gekommen sind¹⁴⁾.

Heinrich Eduard Kochham¹⁵⁾, geb. 11. Mai 1805 zu Berlin, besuchte unter dem alten, würdigen Direktor Johann Joachim Bellermann das berlinische Gymnasium zum Grauen Kloster¹⁶⁾. Zum großen Bedauern seiner

¹²⁾ Vgl. Dr. H. Brendicke, Einweihung und Übergabe des Lübeck-Denkmales in Berlin: Deutsche Turnzeitung 1880 S. 396/97.

¹³⁾ Vgl. Verzeichnis der Gegenstände im Zahn-Museum zu Freiburg a. A. Ferner, Ein Besuch der Zahn-Erinnerungshalle in Freiburg a. A.: Burschenschaftliche Blätter XI, Nr. 4, Berlin 1897.

¹⁴⁾ Studienrat Kurt Göriz, Berlin, besitzt zwei von Eduard Göriz angefertigte kunstvolle silberne Pokale.

¹⁵⁾ Vgl. Nachruf auf Heinrich Eduard Kochham: Bössische Zeitung Nr. 73, 15. Febr. 1890.

¹⁶⁾ „Unvergänglich ist mir der Tag, an welchem ich zum letzten Mal die Schule besucht hatte und die lieben Räume verlassen mußte. Ich konnte nicht scheiden, ohne noch ein-

Lehrer verließ der hochbegabte Jüngling in der Prima die Anstalt und trat in die Bäckerei seines Vaters ein, um den Ruin der Familie abzuwenden. Er übernahm bald das Geschäft in der Dresdener Straße 34 und blieb Bäckermeister bis zum Jahre 1852. Da seine Bäckerei hauptsächlich an Zwischenhändler lieferte und deshalb die Backware schon zeitig, früh um 4 Uhr, fertig sein und fortgeschafft werden mußte, wurde er regelmäßig nachts um 1 oder 2 Uhr geweckt. „Der Werkmeister ging dann mit einem Burschen vor den Backofen, und ich half in der Backstube so lange nachmachen, bis ich entbehrlich ward, um den Burschen an dem Ofen abzulösen und zuletzt die fertige Ware in die fortzuschickenden Körbe einzuzählen“ (Albert Kochham). 1859 wurde Kochham in die Stadtverordnetenversammlung gewählt, 1863 zu ihrem Vorsteher. Er hat es sich während seiner langen Amtstätigkeit vor allem angelegen sein lassen, die Selbstverwaltung zu Ehren zu bringen. 1875 schied er aus und erhielt am 30. Mai desselben Jahres die Urkunde als



Abb. 2. Heinrich Eduard Kochham um 1865.

Ehrenbürger der Stadt Berlin, eine Ehre, die zu seinen Lebzeiten vor ihm nur noch Bismarck und Moltke und nach ihm Männern wie Ranke, Alexander v. Humboldt, August Boeckh, Robert Koch und Adolph Menzel zuteil geworden ist¹⁷⁾. Die ersten Turnhallen bei den Gemeindefschulen und der allgemeine Turnunterricht waren ebenso sein Werk wie die öffentlichen Badeanstalten für beide Geschlechter und die Einführung der Kanalisation im Jahre 1865. Mit der Schaffung des Friedrichshains, des Treptower Parks und des Humboldthains hat sich Kochham besondere Verdienste um die Berliner Bevölkerung erworben. Was für eine gründliche Bildung dieser Bäckermeister besaß, hat sein Freund August

mal alle Klassen, in denen ich geessen, zu betreten und meinen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Noch einmal durfte ich dem alten ehrwürdigen Direktor Bellermann ins Angesicht schauen, als ich mir von ihm das Abgangszeugnis holte und er mich mit dem Spruch entließ: »Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte Dich, daß Du in keine Sünde willigst, noch tust wider Gottes Gebot« (Heinrich Eduard Kochham, Erinnerungen, Handschr. in der G.-L.-St.).

¹⁷⁾ Ernst Raebler, Das Ehrenbürgerrecht und die Ehrenbürger Berlins: Heft 50 der Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Berlin 1917, S. 11 bis 28.

Voech freudig bezeugt; auch spricht dafür sein Freundeskreis, zu dem Gustav Droyfen, Max Dunder, die Gebrüder Rose, Dove, Lachmann, Friedrich Bellermann und Marheineke gehörten. Auch bei Hofe galt er viel, und besonders gern verkehrte mit ihm Kaiser Friedrich als Kronprinz. Das schöne Verhältnis zum Kaiserlichen Haus wurde jedoch empfindlich gestört, als Kochmann aus heißer Sehnsucht, der Kirche das Volk zurückzugewinnen, bei der Kreisynode Berlin-Cölln den Antrag stellte, die Kirchenbehörde um eine Revision des apostolischen Bekenntnisses anzugehen, d. h. um eine Entfernung aller dogmatischen Sätze, die nicht mehr geglaubt würden. Orthodorie und Reaktion liefen Sturm gegen Kochmann und die Seinen, und die Mahnung des greifen Kaisers Wilhelm, dem Volke müsse die Religion erhalten werden¹⁸⁾, empfand Kochmann als eine höchst schmerzende Rüge. Seine letzten Worte auf dem Sterbebette am 11. Februar 1890 waren: „Lebewohl mein Vaterland, grüßet den Kaiser!“ Auch in ihrer Stellung zu Religion und Kirche sind die Turnfreunde Kochmann, Lübeck, Göriz vom Turnvater Jahn ausgerichtet worden. „Ein preussischer Kultusminister“, schrieb Jahn einmal an Lübeck (21. Juni 1840), „müsse so wenig Religion haben als Gott der Herr. Er solle nur dafür sorgen, daß kein Glaube den anderen auf dem Wege zur Gottseligkeit störe, die Theologen aber seien meistens Teufelsgelehrte.“

Die äußere Gestalt Kochmanns war nach der Aussage seines Sohnes Albert schön zu nennen. Nicht übergroß, gab sie doch den Eindruck einer kraftvollen Würde. „Sein blaues Auge verkündete die Milde seines Herzens, welche niemals aufhörte der Grundzug seiner Handlungen zu sein. Seinen Kopf zierte eine hohe Stirn, nur selten von Unmutsfalten durchfurcht. Schlichtes, blondes, aber dünnes Haar deckte ihn. Sein Gang war aufrecht, fest und sicher; seine Sprache war rein und klangvoll.“

Der dritte ältere Freund von Göriz, freilich erst später gewonnen, war Martin Matthias Kampffmeyers Schwiegersohn, der Stadtrat und Rämmerer Heinrich Runge, geb. zu Berlin am 15. Dezember 1817, gest. 27. November 1886.

Runge, der die erste politische Gesellschaft, die „Bürgergesellschaft“, im Jahre 1846 ins Leben gerufen hatte und später Vorsitzender des Berliner Lokalvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen war, aus dem sich der große Gewerksfrankenpflegeverein entwickelte, war nach seiner Rückkehr aus der Schweiz, wo er von 1854 bis 1861 als Konservator des Antiquarischen Museums zu Zürich gewirkt hatte, zum Stadtrat gewählt worden und übte von 1871 bis 1886 als städtischer Finanzminister eine für Berlin sehr segensreiche Wirksamkeit aus. Nächst dem eigentlichen Anreger des Märkischen Museums, dem damaligen Stadtrat Ernst Friedel, hat sich niemand so für diese Gründung eingesetzt wie Runge und Kochmann. Bei beiden Männern waren geschichtlicher Sinn und geistliche Neigungen in gleich starkem Maße ausgebildet. Runge wurde nachgerühmt, daß er von unglaublicher Arbeitskraft und schlichtester Gesinnung gewesen sei. Er habe keinen Feind gehabt. „Runge“, heißt es

¹⁸⁾ So schrieb er am 6. Nov. 1887 in die Altarbibel der evangelischen Siegesdankkirche zu Altwasser.

in einem Nachruf der Nationalzeitung (Erstes Beiblatt Nr. 659, 28. November 1886; vgl. auch Bossische Zeitung „Ringes Begräbnis“ in Nr. 560, Beilage vom 30. November) „war der Typus eines echten, wetterfesten, auf eigene Kraft vertrauenden Berliners, dem jeder äußere Glanz und Schein zuwider war. Eine heitere Lebensruhe zeichnete ihn aus; Festigkeit mit Bescheidenheit gepaart, Freundlichkeit mit einer gewissen Ungebundenheit und väterlichen Fürsorge, Jovialität und lakonische Kürze waren seine hervorstechendsten Eigenschaften.“ Er war ein Mann nach dem Herzen unseres Göriz, und daß Freundschaft und Hochachtung in reichem Maße erwidert wurden, zeigt Runge verschiedentliches Eintreten für Göriz sowie die Schenkung seltener Bücher und einer wertvollen Sammlung politischer Schriften der vierziger Jahre an die Göriz-Lübeck-Stiftung.

Ein so ernster, reifer und in sich geschlossener Jüngling Otto Göriz auch gewesen sein muß, so war er doch alles andere als ein Bücherwurm, und in dem Kreise seiner gleichaltrigen Freunde zeichnete er sich trotz aller schweren Lasten, die das Schicksal auf seine jungen Schultern gelegt hatte, durch ein unverwundlich heiteres Temperament aus. Dem jugendlichen Freundeskreise, dem Eduard Angerstein, Otto Göriz, Franz und Martin Kampffmeyer, Albert Kochmann und Robert Pesche angehörten, begegnete wir aufs anziehendste in Göriz' handschriftlichem Nachlaß. Wir glauben Jean Paulsche Jünglingsgestalten vor uns zu sehen, wenn die Freunde in Weimar vor dem Grabe Schillers sich in tiefer Ergriffenheit die Hände reichen und dann Hand in Hand zu den übrigen Särgen treten. Daheim trafen sie sich vornehmlich bei Kochmanns in dem schönen alten Haus in der Dresdener Straße 34, das nach den einen ein Kloster, nach den anderen das Landhaus des großen Bildhauers Andreas Schlüter gewesen sein soll. Die vielen Obstbäume und Blumen, die schattige, riesige Linde mit ihrem Sitzbalkon nach holländischem Muster, und der alte, köstliches Wasser spendende Brunnen machten den Hausgarten zu einem herrlichen Aufenthalt. Auch hatte der Schüler Jahns und Jugendfreund Lübecks für seine Kinder verschiedene Turngeräte darin anbringen lassen¹⁹⁾.

Göriz bezeichnet Eduard Angerstein²⁰⁾, geboren am

¹⁹⁾ Eduard Heinrich Kochmann in seinen Erinnerungen: „Die Lust, welche ich am Turnen und am Turnspielen empfunden und der Glaube, daß durch diese nicht bloß die körperliche und geistige Gesundheit gefördert, sondern auch zugleich ein fester Grund für Bildung des Charakters und der Sittlichkeit gelegt wurde, bestimmten mich, frühzeitig schon meine Söhne an dem Turnunterricht in der Anstalt meines Freundes Lübeck in der Blumenstr. teilnehmen zu lassen. Mein Glaube hat mich nicht getäuscht. Die Grundsätze, welche Lübeck sein Lebelang selbst ausübte und auf seine Schüler zu übertragen verstand, sind meiner beiden ältesten Söhne Eigentum geworden. Sie haben bei und mit Lübeck nicht allein die höchste Lust und Freude durchlebt und einen Freundeskreis gleichgesinnter Knaben und Jünglinge gefunden, sondern auch ihren Geist und ihren Charakter für die ganze Lebensdauer gebildet.“

²⁰⁾ Vgl. Karl Euler, Prof. Dr. Eduard Angerstein, ein Lebensbild mit Bildern. Berlin 1897. Angerstein kam 1844 als 14jähriger Knabe in Lübecks Anstalt. Er blieb dort bis 1846. „Jene Zeit hat in mir eine nie zu ver-

1. September 1830, als den feinsinnigsten seiner Freunde. Er und sein Bruder Wilhelm, der später verdienstvolle Turnschriftsteller, waren wie Görig Schüler des Grauen Klosters und von 1844 an eifrige Turner in der Privatturnanstalt von Lübeck gewesen. Im Mai 1860 überreichte Eduard Angerstein auf Veranlassung des damaligen Stadtverordneten Kochham, mit dessen drittem Sohn Rudolf er verschwägert war, den städtischen Behörden eine Denkschrift über einen Organisationsplan für das Turnen in Berlin. Auf Grund seiner Vorschläge wurde er im Winter 1862/63 mit der Ausbildung einer Anzahl von Berliner Lehrern zu Turnlehrern betraut und am 1. Januar 1864 als erster städtischer Oberturnwart angestellt. Am 18. Oktober 1864 wurde die von Kochham begründete erste städtische Turnhalle in der Prinzenstraße gegenüber der Viktoria-Schule, der täglichen Wirkungsstätte von Otto Görig, eingeweiht. Im Kriege 1870/71 erhielt Angerstein das Eiserne Kreuz und kehrte als Stabsarzt zurück.



Abb. 3.
Eduard Angerstein. 1871.

Franz und Martin Kampffmeyer waren die begabten, frohgemuten jüngeren Brüder des später für Görig so wichtigen Buchhändlers und Freundes Theodor Kampffmeyer. Sie haben als Mühlenbesitzer sowie als Förderer des Turnens und vieler anderer gemeinnütziger Werke wertvolles geleistet. Franz Kampffmeyer besaß die Staakower Mühle, Martin Kampffmeyer die Raumburger Mühle am Queis²¹⁾.

Albert Kochham, geb. am 24. August 1831, ist der älteste und vertrauteste Freund. Auch er war ein begeisteter Schüler Lübecks. Nachdem er als primus omnium im Jahre 1848 die städtische Gewerbeschule verlassen hatte, trat er in die Bäckerei des Vaters ein, obwohl Wunsch und Drang, sich wissenschaftlich fortzubilden, ihm diesen Schritt nicht leicht machten. Die damals herrschenden Freiheitsgedanken hatten in seinem Vater die Meinung aufkommen lassen, daß nur ein Gewerbetreibender frei und glücklich sein könne. Nach

wischende schöne Erinnerung zurückgelassen, im Vergleich zu der mir alles, was ich sonst vom Turnen gesehen und gehört habe, von geringerem Werte erschien."

²¹⁾ Vgl. Paul Kampffmeyer, Blutsverwandte deutsche Familien im Wandel der Jahrhunderte. Vom 16. bis in das 20. Jahrh. Greifswald 1939, Verlag Hans Dollmeyer.

seiner Rückkehr aus Paris, wohin er im Jahre 1851 zu weiterer Ausbildung in der Bäckerei gegangen war, wurde Albert Werkführer in des Vaters Geschäft. In seiner Freizeit widmete er sich der Poesie und verfaßte verschiedene Dramen, z. B. einen Arminius und einen Wittekind. Als ihm dann sein Bruder Heinrich, der spätere Stadtrat und Älteste der Kaufmannschaft, im Jahre 1856 vorschlug, mit ihm gemeinsam ein Bank- und Produkten-Kommissionsgeschäft zu eröffnen, griff er freudig zu. Im Jahre 1868 wurde er als Bürgerdeputierter in die Schuldeputation gewählt und bis zum Jahre 1897 übte er das Amt eines Handelsrichters aus. In seinen Aufzeichnungen (als Manuskript in der Görig-Lübeck-Stiftung) erzählt er, wie die alten Getreuen, nachdem das schöne Privatturnen auf dem Lübeckischen Platz andere Wege hatte einschlagen müssen, sich zum Kegelspiel auf gemieteter Bahn zusammenfanden sowie zu froher Aussprache und fröhlichem Gesänge in den Häusern der Eltern. „In diesem Kreise blühte noch immer die blaue Blume der männlichen Treue, die der idealen Auffassung aller menschlichen Bestrebungen. Fast möchte es wie ein Wunder erscheinen, daß wir Jünglinge niemals in diesen Zusammenkünften des weiblichen Geschlechtes Erwähnung fanden; die strenge Morallehre Lübecks, das Fehlen schweesterlicher Genossinnen in unseren Kreisen behüteten uns vor den Abwegen, die so leicht in diesem Lebensalter von weniger streng denkenden Personen betreten werden.“ Albert Kochham erzählt auch von den geselligen Abenden, die nach seiner und seines Bruders Verheiratung in seiner Wohnung, Oranienstraße 99, und später im Kochhamäum, Bauhof 7, stattfanden. „Neben Kunstvorträgen Friß Adlers wurden solche Abende durch das Lesen klassischer Dichtwerke mit verteilten Rollen ausgefüllt. Die Dramen Goethes, Schillers, Lessings, Shakespeares, Cervantes', Holbergs, Schklos', Sophokles', Euripides' wurden fleißig vorbereitet, gern gelesen und gehört und nachher besprochen. Während des Lesens wurden Borsdorfer Apfel und Jagdkonfekt gereicht. Nach Schluß desselben bei fröhlichem einfachem Mahle angeregte Gespräche geführt. Adler las stets die ersten Helden- und Hauptrollen, Freund Görig die humoristischen, Johannes Fastenrath (Bonn) die sensiblen. Frau Adler und meine Frau teilten sich in die hervorragendsten weiblichen. Mein Schwager August Hoffmeister und Baumeister Maczenich waren auch meist regelmäßige Teilnehmer. Andere Bekannte gingen ab und zu. Wollten wir einmal etwas Besonderes, wurden bei festlichen Gelegenheiten komische Szenen aus dem Sommernachtstraum, oft auch kleinere Lustspiele versucht, in denen alsdann unser Görig durch seine Komik glänzte. Daß auch die klassische Musik gepflegt wurde, war selbstverständlich.“ Mit Dankbarkeit erzählte Albert Kochham, wie sein „treuester Goldfreund, der Bibliothekar Otto Görig“, später seinen greisen Eltern aufopfernd zur Seite gestanden, und wie er es sich nicht habe nehmen lassen, jeden Sonntag vorzusprechen, um ihnen in anregender Unterhaltung Gesellschaft zu leisten. „Da ich hier des Namens dieses getreuen Eckarts erwähne“, fährt er fort, „so will ich sogleich hinzufügen, daß es einen pflichttreueren und

goldreineren im besten Sinne des Wortes ideal veranlagten Menschen kaum geben kann.“ Albert Kochham hat in den Jahren 1905 bis 1908 die Auszüge aus den Erinnerungen seines Vaters herausgegeben und durch eigene ergänzt. Im Nachwort dankt er Göriz für treue Mitarbeit²²⁾.

Überaus fruchtbar und reich waren die Anregungen durch Friedrich Adler, den Neffen des Ehrenbürgers Kochham. Friedrich Adler, geb. am 15. Oktober 1827, hatte die Klödenische Gewerbeschule als bester Schüler verlassen und wurde von allen Kameraden als ein Besonderer angestaut. „Lebhaften Temperaments, schlank und schön von Körper, hoher Stirn, blauen Auges, blonden wallenden Haares, schien er ein Liebling Apolls und hielt sich auch dafür“ (Albert Kochham). Seine Baumeisterprüfungsarbeit brachte ihm den Schinkelpreis und ein Reisestipendium für Italien. Er half bald dem Hofbaurat Stüler bei der Errichtung der Bartholomäuskirche sowie bei der inneren Ausgestaltung des ebenfalls von Stüler erbauten Neuen Museums. Er wurde Lehrer an der Bauakademie, und sein Werk „die Backsteinbauten der Mark Brandenburg“ fand hohe Anerkennung. Nach einer Reise durch Italien, Griechenland und Syrien baute er die Thomaskirche am Mariannenplatz, mit welcher der Zentralbau einer Predigtkirche zum ersten Male durchgeführt wurde; es folgten verschiedene Profanbauten, von denen das Haus für Halske in der Königgräber Straße und das sogenannte Kochhamäum am Hegelplatz (Bauhof 7) besonders geschätzt wurden. In weitesten Kreisen wurde Adler berühmt durch seine großartigen Wiederherstellungsarbeiten. In Brandenburg fand er auf dem Harlinger Berge die Grundmauern der alten Marienkapelle und stellte danach den alten Bau wieder her. Ebenso verdanken der alte Kaiser-Palast in Goslar und das Hochschloß zu Marienburg seiner Forschung und Anregung ihre Wiederherstellung und Erneuerung. Nach dem Krieg 1870/71 — er war inzwischen als Vortragender Geheimer Baurat in das Ministerium berufen worden — leitete er mit Curtius die Ausgrabungen des alten Olympia. Bald danach half er Schliemann bei den Ausschachtungsarbeiten in Troja. Der Entwurf zu einer Wiederherstellung des Pantheons zu Rom und des salomonischen Tempels zu Jerusalem, der Ausbau der Schloßkirche zu Wittenberg wie die Wiederherstellung der Dome zu Schleswig und Soest und noch viele andere namhafte Arbeiten, von denen noch der evangelische Kuppelbau in Jerusalem zu erwähnen ist, zu dessen Einweihung im Jahre 1898 der Kaiser mit großem Gefolge erschien, brachten ihm Ehren über Ehren ein. Im Jahre 1904 erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich bis zu seinem am 15. September 1907 erfolgten Tode nicht mehr erholte. Freund Göriz, den Adler den stets Zuverlässigen nannte, „hat ihm während seiner Krankheit die Einsamkeit durch seine regelmäßigen wöchentlichen Besuche verschönt und sie durch seine reichen Kunstschatze, die er ihm vorlegen konnte, angenehm gemacht“ (Albert Kochham). Was die Freunde

noch besonders verband, war die gemeinsame starke Bewunderung für Schlüter und Schinkel. Über beide hat Adler viel gearbeitet²³⁾. Von Schinkels Entwürfen und Blättern besitzt die Göriz-Lübeck-Stiftung eine wertvolle Sammlung.

Weit inniger als die Freundschaft mit Adler, in dessen Charakter Göriz sich nicht immer schiden konnte, war die Freundschaft mit Heinrich Bellermann (1832 bis 1903) und dessen edler Gattin Emilie. Heinrich Bellermann, bevorzugt durch den Reichtum vererbter Überlieferungen im dritten Gliede, war Musikdirektor am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster und seit 1866 gleichzeitig Professor an der Berliner Universität. Wie sein genialer Lehrer Eduard Grell vertrat er die Ansicht, daß die moderne Musik verderbt sei und daß man den Gesang, als die Grundlage aller Musik, wieder eifrig pflegen müsse, um eine Neubildung des musikalischen Geschmacks herbeizuführen. Als Musikforscher, Lehrer und Komponist hat er Außerordentliches geleistet. Seine Musik zum König Odipus, zum Ajax und zum Odipus auf Kolonos stellt den Höhepunkt seines Schaffens dar, wie es denn auch die Höhe seines Ruhmes bedeutete, als im Jahre 1887 der König Odipus unter attischem Himmel, ganz in der Nähe der Akropolis, vor 3000 Zuschauern unter begeistertem Beifall aufgeführt wurde. Den Gesangunterricht am Grauen Kloster hatte er auf eine Höhe gebracht, wie sie weder vor noch nach ihm je erreicht worden ist. Alle Jahre vor Pfingsten unternahm er mit seinen begabtesten Schülern eine dreitägige Sängerschaft nach Freienwalde, auf welcher „die Fahrtner die Freude am erwachten Frühling durch einen geregelten Gesang zu erhöhen suchten“. Auch Göriz hat an diesen Sängerschaften verschiedentlich als Gast teilgenommen. Heinrich Bellermann war als Mensch einzigartig und ebenso wie seine Frau Emilie von unerhöhllicher Wahrhaftigkeit und Sittenreinheit²⁴⁾. Kein Wunder, daß sie auch an Göriz die „Treue für alles Wahre“ rühmten.

²³⁾ Friedrich Adler, Andreas Schlüter, Leben und Werke, Vortrag geh. am Schinkelfeste am 13. März 1862, Berlin 1862. Ferner: Die Bauhülle zu Berlin von C. F. Schinkel. Festrede geh. bei der Schinkelfeier am 13. März 1869, Berlin 1869. — Schinkels Gestaltung des Grab- und Ehrendenkmals. Vortrag geh. am Schinkelfest den 13. März 1864, Berlin 1864. — Zur Kunstgeschichte, Vorträge, Abb. und Festreden, Berlin 1906.

²⁴⁾ „Emilie Bellermann, die mir eine unerhöhlliche Freundin gewesen ist, war ein schlichtes Schulmeisterkind, besaß aber mehr Geist und Gemüt als viele solcher Personen, die sich scheinbar höherer Abkunft rühmen. Mit scharfer Beobachtungsgabe, feinem Verständnis für menschliche Vorzüge wie Schwächen begabt, tadelte sie frei und offen, was ihr mißfiel. Fürchtete ihr zarter Sinn, ihr Wort könnte verletzt haben, dann rückte der Adel ihrer reinen Gesinnung und die heitere Lebenswürdigkeit ihres Wesens, niemals eine mißliche Entschuldigung, alles in Gleiches. Es ließe sich ein Buch schreiben über ihr Verhältnis zu den Kindern. Emilie B. besaß nicht nur große Liebe zur heranwachsenden Jugend, sie empfing auch in reichem Maße deren Gegenliebe, weil ihr freundliches Wesen Unterhaltung bot, ihr gemütvoller Sinn Anarten fernhielt, ihre erziehende Kraft förderlich auf Geist und Gesinnung der Pflöglinge wirkte. Oftmals kam ich dazu, wann die »liebe Tante« inmitten der Kinderwelt scherzte, erzählte oder einer Erzählung zuhörte, Bilder vorzeigte, für Essen und Trinken sorgte, Obst verteilte“ (Göriz Tagebücher).

²²⁾ Heinrich Eduard Kochham, Erinnerungen, herausgegeben und durch eigene Erinnerungen erg. von Albert Kochham, Berlin 1905 bis 1908. Verlag Kroll.

Was sein regelmäßiger wöchentlicher Besuch ihnen bedeutete, habe ich als Knabe oft empfunden; so gern sie sich sonst von uns Kindern stören ließen, an dem Tage, wenn Herr Göriz kam — über einem Arm trug er stets sorgfältig gefaltet seinen Überzieher —, waren sie schon stundenlang vorher nicht für uns zu haben. „Ich weiß unter den zahlreichen Freunden und Verehrern des Verstorbenen keinen“, schrieb Ludwig Bellermann nach dem Tode seines Bruders an Göriz, „der seine Unhänglichkeit in guten und schweren Stunden treuer und unwandelbarer bewahrt hätte als Sie.“

Zum Schluß müssen wir noch zweier Freunde gedenken, die für die Göriz-Lübeck-Stiftung besonders Bedeutung haben. Es sind Julius Straube, Berlins berühmter Kartograph, dem ebenfalls Lübecks Stern geleuchtet hatte, und namentlich Theodor Kampffmeyer, aus dessen 1844 gegründetem Antiquariat nach Göriz eigenem Wort der bei weitem größte Teil seiner Büchersammlung stammt. „Straube“, schreibt Göriz 1914 in seinen Tagebüchern, „war ein klarer Kopf, der mit hellem Blick sehr bald erkannte, wie günstig die Gelegenheit war, zu Vermögen und Ansehen zu gelangen, wenn er Geschick und Fleiß in den Dienst seiner Vaterstadt stellte, die seit 1866 mächtig an Umfang und Entwicklung im Innern nach allen nur möglichen Richtungen hin zunahm. Seine Pläne der Stadt Berlin und ihrer Umgebung veranschaulichten aufs beste Wachstum und Einrichtungen in den Jahren 1870 bis 1899. Ich sage nicht zu viel, wenn ich ihn den Führer und Vorbild der heutigen berliner Planzeichner nenne.“ Diesen Mann zum Freunde gewonnen zu haben, gereichte Göriz zu großem Segen. Seine Pläne sind ein vorzüglicher Schatz seiner Sammlungen²⁵⁾. Er entwarf auch die Pläne für seinen Unterricht in der Heimatkunde. Als Menschen schätzte Göriz Straube sehr hoch. „Er haßte wie unser Lübeck jeden Schein, war offen, wahr und treu, wies jeden Schmeichler mit derben Worten ab und würdigte den Heuchler keines Blickes.“

Wie hoch Friedrich Ludwig Zahn die Familie Kampffmeyer und besonders Theodors Vater Martin Matthias Kampffmeyer schätzte, zeigt sein Brief an Theodor am 29. August 1846: „— — Ich melde Dir noch, daß der leipziger Hauptverein den gewaltigen Landtagsredner Todt, Bürgermeister von Adorf, schießt. Es wäre mir eine große Freude, wenn er bei Deinem Vater oder Schwager Herberge fände, damit er echtes berliner Bürgertum kennenlerne, weil davon auch die Gescheitesten außerhalb keinen Begriff haben und nicht haben können, was viel schadet.“

Wieder sind es Göriz' Tagebücher, die uns den Menschen Theodor Kampffmeyer und die Freundschaft der beiden Männer besonders nahe bringen.

„Meine vertraute Stellung zu Theodor Kampffmeyer vermittelte Wilhelm Lübeck, dessen Schüler, wenn auch in verschiedenen Zeiten, wir beide waren. Mit des Buchhändlers jüngeren Brüdern Franz, Martin, Hugo, Paul tummelte ich mich auf dem Turnplatz. Bisweilen kam ich in die Familie, wo die Eltern meiner Freunde mir Ehrfurcht erweckten und die Mutter in ihren

Grundsätzen der Jugenderziehung nachhaltigen Einfluß auf meine beginnende Lehrtätigkeit gewann.

Daß wir in bestem Einvernehmen standen, verkündete Theodor Kampffmeyer vielfach, wenn wir uns inmitten des geselligen Kreises der älteren Schüler Lübecks befanden. Da ging sein Wort um: „Ich freue mich, daß ich die Bücher los bin, Göriz freut sich, daß er sie hat.“ Man nannte uns die beiden Kletten. Wenn ich ihm einmal klagte, daß mein Eifer mich zum Kauf von Büchern verleitet hätte, die weder beim Unterricht nötig wären, noch zur Selbstbelehrung dienten, dann kam von seiner Seite der Ausspruch: „Dieser Mann hat keinen Gefallen an Umgang mit Weibern, ihm fehlt jegliche Lust zum Spiel, er ist dem Kneipenleben feind. Nur die Liebe zu den Büchern eignet ihm, die ihn von Vergnügungen fernhalten, die nicht allein viel Geld kosten, sondern auch Gesundheit und Seelenadel zerstören. Diesem Andankbarsten aller Lebenden sind wenige Mark zuviel für das einzige Gut, das ihn so hoch beglückt. Schäme Dich, schäme Dich, alter Gesell! Wenn Du nicht zahlen kannst, so nimmst Du die Bücher und lässest einen Stiefel zum Pfande hier.“

Nach den letzten Worten des Freundes lachten wir herzlich und reichten uns die Hände zur Versöhnung. Damit aber die Strafpredigt nicht das allerletzte Wort bliebe, äußerte ich nachträglich: „Die Stiefel können ein andermal in Rechnung gesetzt werden. Weiß ich doch jetzt, wieviel weniger bis zum nächsten ersten des Quartals ausgegeben werden darf. Doch war solches Wort nichtig, wenn schon am nächsten Tage neue Ankünfte gemeldet wurden.“

Was Göriz von dem auf Treu und Glauben, auf Tüchtigkeit und unermüdelichen Fleiß gegründeten Geschäftsgrundsätzen Kampffmeyers erzählt, ist nicht nur für dessen Charakteristik, sondern auch für die Kennzeichnung des damaligen guten Berlinertums und seiner sauberen Geschäftsgesplogenheiten wertvoll. Jene Männer fühlten sich noch als Treuhänder deutscher Werte der Gesamtheit verantwortlich und waren mit den edelsten Bestrebungen der Nation auf innigste verflochten. So gehörte Theodor Kampffmeyer zu den ersten leidenschaftlichen Vorkämpfern der Volksbibliotheken und trat auch in der Presse für ihre Einrichtung ein (Spenerische Zeitung vom 3. August 1849, Nr. 178).

Die vielen Aufschlüsse, die uns Otto Göriz über seinen Freundeskreis gibt, erscheinen mir vor allem deshalb wichtig, weil wir verhältnismäßig wenig von dem wirklich wertvollen deutschen Bürgertum jener Zeit wissen. Das Bürgertum zur Zeit der Freiheitskriege ist uns bekannt. Die wertvollen bürgerlichen Kräfte in der Zeit von 1848 bis 1870/71 treten weniger in die Erscheinung, weil Tagespolitik und Parteihader schon damals begannen, die öffentliche Meinung zu beherrschen. Die volksfremde jungdeutsche Bewegung mit ihrer Forderung der „Emanzipation der Sinne“ spiegelt nicht den Willen und den Ernst des guten deutschen Bürgertums wieder. Der Zusammenhang mit den Gedanken und den Bestrebungen der Zeit der Erhebung ist kaum mehr ersichtlich, und fast unbegreiflich ist dann der große deutsche Frühling von 1870/71, es sei denn, daß man alle Erfolge einzig auf die gewaltigen Leistungen Bis-

²⁵⁾ Vgl. Katalog der Stadtbibliothek der G.-L.-St. zu Berlin, Band II S. 221 bis 223.

marks zurückführen wollte. Mir wenigstens hat der Nachlaß von Otto Göriz und die durch ihn vermittelte Kenntnis seines Freundeskreises einen ganz neuen Einblick in die Geistes- und Seelenverfassung der damaligen Zeit gewährt.

Bei Männern wie Lübeck, Kochham, Runge, Straube, den Bellermanns, Kampffmeyers, Ungersteins, Adler, Göriz finden wir noch die großartige vaterländische Hingabe aus der glorreichen Zeit der Erhebung, jene Selbstlosigkeit, die allein im Dienst am Vaterland ihr Genügen findet, jenen Fleiß und Ernst, „den keine Mühe bleichet“, und bei aller äußeren Schlichtheit und Anspruchslosigkeit den schönen Stolz: Deutsche zu sein. Mit ihrem Hochziel eines geeinten Großdeutschlands waren sie Schüler und Erben von Turnvater Jahn und dessen Freund Ernst Moritz Arndt. Es wird manchen Leser überraschen, mit welcher Sicherheit Göriz den Sieg des Volkes über die Dynastien und den Anschluß Österreichs an Deutschland vorhergesagte.

Was uns Göriz und seine Freunde schließlich noch besonders lieb macht, ist die Tatsache, daß sie trotz ihrer hochfliegenden nationalen Pläne und Träume ihrer engeren Heimat in der tiefsten Seele treu blieben. Sie alle waren begeisterte Berliner und hatten die dem Berliner so eigene Dankbarkeit für bescheidenste Naturfreuden. Gern erzählte Ehrenbürger Kochham, wie sehr jeder einzelne Baum in und um Berlin ihn erfreute; wie verstand es Lübeck, in seinen Schülern den Sinn für die Schönheit der Mark zu wecken. Wie rührend ist es, wenn Heinrich Bellermann aus Bad Elmen an Freund Göriz schreibt: „Morgen früh geht es nach Berlin zurück, wo wir wieder in geregelten Verhältnissen leben. Das Gasthausleben ekelt uns an! Allein die Heimat ist schön.“ Und Göriz selbst, der Zielgereifte, schreibt: „Wandern in der Fremde ist schön, doch schöner die strenggeordnete Tätigkeit dabei.“ Und ein andermal: „Wäre ich in der schönsten Gegend, um die Weihnachtszeit würde ein unwiderstehliches Heimweh mich zurückziehen in die eintönige und raube Natur des Deutschen Nordens. Die frühe Nacht dunkelt herein. Da isst so gemütlich im warmen Stübchen. In einer Ecke gekauert sitzen die Geschwister und harren auf die Christbescherung. Endlich ertönt die Glocke, und jubelnd eilt die Schar dem glanzverbreitenden, reichgeschmückten Christbaum entgegen.“

Nicht müde wird der liebe alte Mann, von dem Fensterfuß seines Stübchens aus den Blick in den Garten der ehemaligen Loge zu den drei Weltkugeln zu preisen, immer wieder dieselben Bäume in ihrer Gestalt, Farbenpracht und Beleuchtung zu bewundern.

Von der Kindheit an bis ins hohe Alter hat er gekämpft, Unfälliges hat er erduldet, dem Tod wie oft ins geheimnisvolle Antlitz geschaut, und als er nahe den Neunzigern vom Lichte bald für immer scheiden mußte, empfand er eine so tiefe Liebe zur Natur, wie niemals zuvor in seinem langen und an Wanderungen reichen Leben: „Erde wie bist Du so schön! Dich zu lassen wird mir schwer.“

Der Kampf gegen die sich plötzlich einstellende Trübsal des Alters nahm bei dem kerngesunden, zähen

Märker ergreifende Formen an. Sein vorzüglichstes Kampfmittel, das sich zu allen Zeiten seines Lebens bewährte, ist rastlose Arbeit und treue Pflichterfüllung auch im kleinsten, und wäre es auch nur die Pflege des eigenen Körpers und die Instandhaltung der Kleider und der Geräte. Im letzten Halbjahr fühlte Göriz des öfteren, daß sich seine Gedanken verwirrten; er konnte nicht mehr arbeiten und sah langsamer Erblindung entgegen. Alle seine Willenskraft vermochte nichts gegen die nun mit Macht andringenden Altersgebresten. Er, der sein ganzes Leben lang um seine Selbständigkeit kämpfte und sie als höchstes Gut pries und genoß, sah sich nun von Tag zu Tag mehr auf die Hilfe und Fürsorge seiner Wirtin, der musterhaften, ehemals im königlichen Schloß bediensteten Frau Darsov angewiesen. Um ihr kein Leid zuzufügen, wies der zartfühlende, dankbare Greis die Versuchung von sich, nach dem Vorbild der Alten freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Nach vielen rührenden Bitten zu Gott, ihm weitere Schmach hilflosen Alters zu ersparen, nahte ihm endlich, seine Augen sanft schließend, am 2. August 1921 der große Unausprechliche, Geheimnisvolle, dessen Göttlichkeit zu erkennen der Weisheit letzter Schluß ist. Seinem Neffen Otto aber wünschte der tapfere Mann in einem kurzen Abschiedsbrief vom Juni 1921 „Lebensfrische, wie Gott sie mir gab“ und mahnte ihn, „wenig den Toten, sehr viel aber den Lebenden zu spenden“.



Abb. 4. Professor Otto Göriz verläßt das Märkische Museum (1913). (Aufnahme von Paul Kothe.)

Selbstzeugnisse.

Von Anderen wenig bemerkt, verfloß mein Leben, das mir aber einen Schatz an Erinnerungen bietet, der mich in leidvollen Stunden erhebt, in der Freude maßhalten lehrt. Ich lebte, während Großes geschah; Deutschland, nach Jahrhunderten dauernder Zerfahrenheit geeinigt, trat durch eines Staatsmanns und eines Feldherrn und eines Herrschers Verdienste die Führerschaft in Europa an; meine Vaterstadt, unter den Hauptstädten fast die jüngste, stieg zur Weltstadt empor;

Erfindungen traten ins Völkerverleben ein und wirkten umgestaltend auf Verkehr und Bildung. Ich jedoch blieb ein unbedeutender Mensch. Daß ich es weiß und mich bescheide, gereicht zu meinem Glück. Wollen und Können, Wunsch und Ziel stehen im Gleichgewicht. Von allem, was unruhig und unmutig stimmen kann, hält sich mein Geist fern, schafft eifrig auf beschränktem Gebiete, teilt redlich die Sorgen der Verwandten und Freunde und (Schreibert²⁰), wenn Wolken aufsteigen, bis sie schwinden.

Die Kindheit.

Meine Eltern waren kerngesund und gut gestaltet, fromm gesittet und einander treu ergeben, trotzdem die Rede ging, daß der Ehebund weniger durch gegenseitige Herzensliebe beider Gatten geschlossen worden wäre als durch den Gehorsam des Sohnes in den Willen des Vaters, durch die Sorge der Tochter, nicht wider den Willen ihrer Mutter zu handeln. Diese hatte während der Kriegszeit 1806 bis 1807 große Vermögensverluste gehabt, weshalb sie das eigene Haus verkaufen mußte. Damit sie ein neues Heim fände, beschloß Frau Bethge, ihre Tochter Henriette geb. Böttcher dem bemittelten Mühlenmeister Karl David Göriz zu verbinden, in dessen Besitzum sie stets bei dem einzigen Kinde ihrer ersten Ehe Wohnung und Kost fände, wie auch geschah.

In ihrer Ehe suchte unsere feinfühligke Mutter, die aus einer Hugenottenfamilie stammte, in Entsagung und hingebender Liebe für die ihrigen wirksame Mittel die Gegenstände zu mildern, die den weniger begabten, aber etwas dünnlichen Mann merklich von ihr schieden.

Wie bei jedem neugeborenen Kinde, so handelte es sich auch bei mir zunächst um leibliche Pflege. Der gesunde Knabe wurde an der Mutterbrust genährt, dann mit Sorgfalt von den ersten Verrichtungen bis zum selbständigen Vollbringen notwendiger Pflichten des jungen Weltbürgers herangebildet und in den Tätigkeiten erzogen, die bis zum Schulgange des Knaben Dasein ausfüllen. Da mich keine Krankheit an das Bett fesselte, ward mir das Gehen, Aufpassen und Sprechen leichter zu erlernen als manchem anderen, so daß Mütterchen bisweilen davon sprach.

Während des ganzen Lebens bin ich körperlich gesund geblieben. Noch im fünfundsiebzigsten Lebensjahr schrieb ich folgende Worte auf mein Tagebuchblatt:

Du lieber Gott, ich danke Dir,
Du hast des Daseins schönste Zier:
Gesundheit, arbeitames Leben
Mir bis ins Alter mitgegeben.
Gesundheit spendet frohen Mut,
Die Arbeit sorgt für Geld und Gut,
Das Alter schafft Geduld, nicht Plage;
Ich finde keinen Grund zur Klage.

Außer dem gesunden und wohlgestalteten Körper verdanke ich meinen Eltern noch andere Gaben, die mir im späteren Leben zu großem Nutzen gereichten. Die Welt um uns beschäftigte mehr den Vater; was sich in unserer Seele regte, entging selten dem Auge der Mutter. An den Vater erinnerten mich unbedingter Gehorsam und strenge Pflichttreue gegen jeden Vor-

gesetzten, die Mutter gebot uns Achtung allen Mitmenschen gegenüber. Das treue Herz verdanke ich zu gleichen Teilen dem feuren Paare, der Mutter vorzüglich die besondere Liebe zu Gegenständen, die wir als schön empfinden und für gut erkennen. Oftmals hörte ich, daß die Gute darauf hinwies: „Wir haben die Füße, Arme und Hände nebst Augen und Ohren zwiefach empfangen, weil Gott wünscht, daß sie zu Tätigkeiten dienen, die unser Lebensglück begründen und fördern helfen, aber wir haben nur einen Mund, damit wir nur vom Wahren und Guten sprechen.“ Durch ihre Handlungen bekräftigte die treffliche Frau die Richtigkeit ihrer Behauptungen.

Meine erste bleibende Erinnerung betraf den Anzug der Familie von der nur gemieteten Wohnung in der Auguststraße 47, wo ich am 16. September 1832 an einem Sonntage geboren wurde, nach der Müllerstraße 180, vor dem Dranienburger Tore.

Unser Vater, der Mühlenmeister Karl David Göriz, war durch seinen vermögenden Vater in den Besitz des ansehnlichen Grundstückes gekommen. Dasselbe bestand aus dem Wohnhause längs der Straße, dem Weddingplatz gegenüber, aus einem beim Hause befindlichen Blumengarten, den ein Gitter mit Straßentür umschloß, aus dem angrenzenden Obst- und Gemüsegarten, der sich bis an die Windmühlhöhe hinzog, wo die Befestigung bei einer Wiese und den Feldern endete. Auf der einen Seite führte ein breiter Fahrweg von der Müllerstraße neben der schmalen Wand des Hauses und dem Obst- und Gemüsegarten hin zu Mühle empor. Ihn benutzten alle Fuhrleute, die Getreide zum Mahlen brachten oder von der Mahlstätte nach vollbrachter Arbeit heimholten. Längs der anderen Seite zog sich die Sellenstraße hin. Den Mühlenweg trennte von Haus und Garten dichtes Buschwerk, das mir beim Hof und bei der Höhe je einen Durchgang zuließ, wogegen die ganze Befestigung von der Sellenstraße ein mannshoher Zaun, mit Stacheldraht am oberen Ende versehen, abschloß. Ein treuer Hund, der bissige Donan, hütete, von der Kette frei, Haus und Hof, solange es dunkel war.

Im Gegensatz zur hochgelegenen Wohnung, zum kleinen und engen Hofe, zur geräuschvollen Straße boten die zur ebenen Erde befindlichen Wohnräume, der weite helle Hof, die wenig besuchte Chaussee, die beste Gelegenheit zu Spielen und später zu Ausflügen. Der feste Erdboden gab für Murneln, die geschoben werden, sichere Bahn und Richtung; er hielt den Kreiseln, dessen Lauf die Peitsche bestimmt, stets aufrecht, sooft ihn der wohlgezielte Schlag traf. Kleine Ausflüge, Versteckspiele gerieten vortrefflich.

Am Nachmittag eines wolkenfreien und nicht zu warmen Julitages ging ich an der Hand der Großmutter von der alten Wohnung in der Auguststraße nach dem väterlichen Mühlengrundstück. Als die Sonne sank, trafen wir dort ungefährdet, wiewohl ermüdet, mit den übrigen Familienmitgliedern zusammen. Nachdem wir gegessen und Kaffee getrunken hatten, schloß ich mich dem Bruder Eduard an, der mir im Alter am nächsten stand, und folgte seinen Schritten. Er führte mich zur Hofstreppe, die wir hinabstiegen, dann eilten wir über den Hof und gelangten durch dessen einzige Tür in den

²⁰ „Schreibert“, eine Wortbildung von Friedrich Ludwig Schlegel.

dicht dahinter gelegenen Feldgarten. Da fand ich ein besonderes Gärtchen nebst einer Bank. Beide bezeichnete der Bruder als sein Eigentum, dem er noch einen Baum und Blumen beifügen wollte, um die Freude der Brüder in höherem Maße zu wecken. Bei dieser Äußerung kam mir die Frage, ob die Eltern mich gleichen Glückes wert erachten und mir auch ein Gärtchen einrichten würden, wenn ich folgsam und artig bliebe, wogegen Eduard sagte: „Das wird gewiß geschehen, denn soweit du um dich schaust, gehört das Land den Eltern.“ Dann stiegen wir Hand in Hand einen Abhang empor, der mir sehr steil erschien. Auf der Höhe stand die Mühle, deren Flügel wir in weitem Bogen umschritten. Jenseits flachte sich die Höhe allmählich ab bis zur Grenze einer weiten Wiese, wo zwischen Elsengebüsch ein heller Wasserpiegel blinkte. „Hüte dich, dort hinzugehen, wenn du allein bist“, warnte der Bruder, „dort wohnen Nixen, die Kinder in die Tiefe ziehen.“ Weil der steilere Abstieg vom Mühlenberge nach dem Garten hin während der Dämmerung Schwierigkeiten für mich bot, so wählten wir auf dem Rückgange den breiten Fahrweg, der in sehr mäßigem Fall längs der Gartenhecke bis zur Chaussee hin lief. Nahe derselben blieben wir stehen, angeregt durch ein glänzendes Schauspiel. Wir sahen über ein wüstes Ackerfeld hinweg in die offene Schmiedewerkstätte unsers Nachbarn. Zwei ruhige Gesellen schlugen mit großen Hämmern wuchtig auf das glühende Eisen los, der Meister stand am Blasebalg, indem er die Flamme schürte, lichte Funken sprühten zum Schornstein hinaus und tanzten im Feuerregen zur Erde nieder. Mein Begleiter erklärte: „Die Schmiede sind starke Männer. Einer hat einmal einen Amboß gespalten und des bösen Meisters Bart eingeklemmt.“ Böllige Dunkelheit umgab uns bereits. Furchtsam eilten wir ins Haus. Reich ist die Welt des Kindes und mit Wundern erfüllt. Ihm wird zur Wirklichkeit, was in der Phantasie des Dichters lebt.

Das elterliche Haus hatte nur ein Stockwerk, doch groß waren Keller- und Bodenraum. Ein Teil des Lehrers war zu einer Kammer hergerichtet, wo außer Gebrauch gefetzte Gegenstände, die man zu erhalten wünschte, aufbewahrt wurden. Seitdem ich diesen Raum, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, zum erstenmal betreten hatte, beschäftigte dessen Inhalt unausgesetzt die kindliche Seele. Sooft ich wähnte, daß Vater oder Mutter zur Bodenkammer emporstieg, vor der Schloß und Riegel lagen, saß ich auf den Stufen und harrete, ob es mir gelingen würde, mit hineinzuschlüpfen oder wenigstens hineinblicken zu können. Zweierlei, deren jedes aus vielen Stücken bestand, fesselte mich mit unwiderstehlicher Macht. An einem Ständer hingen da Uniformen und die Waffen, die mein Vater als freiwilliger Jäger in den Freiheitskriegen getragen hatte. Besonders der Tschako mit dem doppelt so langen Haarbusch erregte des Knaben Aufmerksamkeit. An der Wand daneben stand auf hohem Holzgestell eine Zaubervelt für mich. Ein mächtiger viereckiger Turm beherrschte eine Landschaft, in der Berg und Tal, Wald und Wiese wechselten. Durch das Grün, womit der Talboden bedeckt war, lief eine Rinne bis zu dem Rade einer Wassermühle, vor deren Tür der Müller

stand, den ich als solchen nach der Kleidung schätzte. Meine Brüder, denen sich mein Herz erschloß, gaben kund, das Ganze hätte ein Herr Peters zusammengebaut und mit vielen aus Holz geschnitzten Menschen, Tier- und Baumgestalten versehen, die längst zerbrochen wären. Der Turm sei ein Wasserbehälter, aus dem das flüssige Element in einer Röhre abwärts fließe, um am Fuße des Felsens hervorzutreten und in der sichtbaren Rinne sich weiterzubewegen. Erreiche es das Rad, so gehe die Mühle, deren innerer Bau gar kunstvoll gestaltet sei. Mit dem Anblick der Landschaft in der Bodenkammer hielt der Hang zum Wunderbaren Einzug in die Kindesseele. Nicht der Mangel an Wasser und die wahrscheinliche Verschiebung der einzelnen Teile hinderten den Betrieb des Werkes, wie ich meinte, sondern eine dunkle Geistermacht. Durch meine Träume zogen furchterregende Bilder, die auch dem Wachenden, namentlich um die Abendstunde, zu schaffen machten. Man tadelte wohl meine Furchtsamkeit; doch niemand nahm sich die Mühe mich zu erforschen. Vielleicht bestärkten mich einige in meinem Wahn.

Das erste für mich wichtige Familienereignis geschah am 31. Januar 1837 und betraf die Geburt des achten Sohnes unserer Mutter, der bereits zwei Söhne im jüngsten Alter gestorben waren, so daß die lebenden Brüder zwölf Jahre hindurch die Sechszahl bildeten.

Gustav besuchte das Köllnische Gymnasium, Julius die Anstalt des Herrn Marggraf, Adolf hatte mit seinen Vettern den Privatunterricht des Herrn Stein auf der Eichendorfer Wassermühle, wo die einzige Schwester des Vaters, die Witwe des Mühlenmeisters Blaaf, lebte. Eduard ging zur Minckschen Schule, ich selbst war noch Spielhaus, als Karl geboren wurde.

Seit dem Frühling des Jahres 1839 ging ich unter der brüderlichen Obhut Eduards oder Itzens, wie wir ihn lieber zu nennen pflegten, in die zur Sophienkirch-Parochie gehörende Schule des Herrn Mind in der Auguststraße 53, die nicht fern von unserer ehemaligen Wohnung sich befand. Ob es regnete oder schneite, ob die Sonne glühte oder der Wind uns durchkältete, wir gingen in fast derselben Kleidung den langen Weg. Niemals ist mir der Gedanke gekommen, daß es anders sein konnte. Ob das Schulgeld oder andere Rückfichten die Eltern damals bestimmt hatten, die beiden noch unreifen Knaben den weiten Weg zur Stadt täglich unternehmen zu lassen, steht dahin; genug, die Sache gelang beiden Schulkindern ohne Anfall irgendwelcher Art. Wir brauchten mit Ausnahme der schulfreien Zeiten jeden Morgen stadtwärts und zurück je eine Stunde, bisweilen 10 bis 15 Minuten darüber. Das Vertrauen der Eltern geleitete die Knaben als der sicherste Schutz weithin und machte den geringsten Abweg unmöglich.

Einmal mußte Eduard krankheitsshalber das Bett hüten, wo ich dann allein den Weg zur bestimmten Zeit antrat und ohne den geringsten Anfall vollendete. Nur deshalb blieb mir der Tag im Gedächtnis, weil meinen Augen Tränen entströmten, als ich dem Schulfürsther die plötzliche Erkrankung meldete. Der alte Herr blickte tieferrnst auf mich, sprach sein Bedauern aus und

wünschte recht baldige Besserung, die auch nach kurzer Frist erfolgte.

Ob der alte Mink mehr von der damaligen Erziehung unserer Verhältnisse gewußt hat? Man sagte, daß die Mutter ihren Trauring dem Leihhaus übergeben hatte, um rechtzeitig das Schulgeld zu zahlen. Des Vaters Einnahmen gingen damals mehr und mehr zurück. Was galt ein Büblein wie ich, wo es sich um Leben und Bestehen einer zahlreichen Familie und eines größeren Hauswesens handelte? Je weniger man von mir sah und hörte, desto günstiger beurteilte man mich.

Wer annehmen wollte, uns hätte gar keine Freude geblüht, würde irren. Der Schulweg führte an Stätten vorüber, die den Sinn vom täglichen Leben ablenkten. Den Hinweg hielten wir regelmäßig in vorgeschriebener Weise, weil wir nicht zu spät kommen durften, durch das Oranienburger Tor, den Rückweg benutzten wir zur Erweiterung unserer Ortskenntnis und zur Bereicherung unserer Erfahrungen. Und es gab Ausgang der dreißiger Jahre in diesem Stadtgebiete noch seltsame Bauwerke und Existenzen.

Andeutungen und Reden, die über seltsame Personen und Zustände im Umlauf waren, bildeten die Knaben zu fagenartigen Geweben aus, womit sie einzelne Häuser und dunkle Winkel umspannen. Die geschäftige Phantasie wußte zuletzt so viel von dieser und jener Stätte zu berichten, daß der Stoff zur Unterhaltung nicht ausging. Von den Brücken über die beiden Arme der Panke hatten wir malerische Blicke stromauf wie stromab, denn die Ufer wurden durch hohe Bäume und schön gruppierte Gebüsche umgrenzt. Auch erinnerten wir uns gern des Eisganges, wobei Männer aus der Umgegend die sich aufstürmenden Schollen zerstückten, damit sie kein Anheil anrichteten. Lustig war es anzusehen, wenn die Wagemutigen auf einer Scholle standen, die vom Hochwasser schnell hinweggetragen wurde. In Mußestunden pflegten wir im Flusse Muscheln zu suchen, deren es viele gab. Bruder Eduard, der ein Maler werden wollte, hatte Farben zum Einreiben geschenkt erhalten und tuschte Bilder aus, die wir im Tausch gegen Lumpen vom umherziehenden Plundermaß empfingen. Zwischen Liesen- und Kesselstraße erstreckte sich der Exerzierplatz, der eine weite Strecke neben unserem Weg herlief und den nur eine Dichte, doch an mehreren Stellen unterbrochene Bocksdornhecke von der Straße schied. In der Frühe geboten Stillstand oder Gang auf die gegenüberliegende Seite bisweilen Truppen, die Kanonen im Zuge mit sich führten und teils auf Rossen saßen, teils mit klingendem Spiele zu Fuße schritten. Den abendlichen Rückweg oder in besserer Jahreszeit den Nachmittagsweg hemmten bisweilen große Schafherden, deren staumenswerte Menge sowie ungeordnetes Durcheinander Damm und Bürgersteig unbetreibar machten, so daß Fußgänger entweder längere Zeit warten oder auf weitem Umwege das gewünschte Ziel erreichen mußten. Drollige Szenen gab es vor den weiträumigen Schaffällen an der Invalidenstraße, wenn eine Herde mit ihrem Hirten daher kam oder Käufer das Schlachtvieh aus der Schar sonderten. Welcher Schabernack

von den Umstehenden bei solchen Gelegenheiten vollbracht wurde, ist kaum zu sagen, doch lief das Gebaren der Volksmenge stets auf harmlose Scherze hinaus, nie auf böswillige Schädigung. Für die Kinder war das größte Gaudium nicht der Anblick der Verwirrung, sondern das versteckte oder offene Mitspielen beim Anstiften derselben.

Das Schauerliche übt auf die Kindesseele geheimnisvolle Macht aus. Ihr schreibe ich es zu, daß wir mehr denn einmal im Türmchen waren, einem Hause der Auguststraße, wo die Selbstmörder hingeschafft wurden, daß wir, freilich in größerer Gesellschaft, mehr denn einmal am Galgen vorübergingen, der vor dem Hamburger Tore stand²⁷⁾.

Freude empfanden die beiden Schulgänger, sooft sie auf dem Heimwege einem Bärenführer begegneten, der Pech tanzen ließ, oder einem Manne, der ein Kamel führte, auf dessen Rücken ein Affchen seine Poffen trieb.

In der Minkschen Schule war ich ein folgamer, aufmerksamer und fleißiger Schüler, der große Freude zum Lernen hatte. Der Unterricht in der Religion bestand darin, daß wir Sprüche hersagten, die der Lehrer, solange wir noch nicht lesen konnten, uns in kurzen Absätzen vorsprach, und die teils die ganze Klasse, teils einzelne Schüler derselben nachsprechen mußten, bis der Lehrer völlig überzeugt zu sein glaubte, daß sämtliche Kinder den Wortlaut genau wußten. In der folgenden Religionsstunde fand zunächst eine Wiederholung desselben Gegenstandes statt, darauf die Prüfung einzelner Schüler, bevor die zum Spruche gehörige biblische Geschichte vorgetragen wurde, die nur befähigte Knaben nach erzählen mußten.

Lesen lernte ich verhältnismäßig leicht und schnell, ungeachtet unser Alter, doch tüchtiger Schulmeister nach der ihm einzig bekannten Buchstabiermethode unterrichtete. Infolgedessen erhielt ich einen Platz, wo Schüler saßen, die bereits einer älteren Aufnahme angehörten.

Nachdem die Feier zur Erinnerung an die Einführung der Reformation in die Mark Brandenburg unter Kurfürst Joachim II. durch Schulack und Kirchgang sämtlicher Schüler und Schülerinnen der Minkschen Schule am 2. November 1839 in der Sophienkirche vollzogen war, erhielt ich die Medaille, die der Magistrat unserer Haupt- und Residenzstadt Berlin für die besten Schüler jeder Klasse öffentlicher Schulen gestiftet hatte. Der jüngste Knabe teilte die Ehre mit dem ältesten Sohne der Familie Göritz, d. h. mit Gustav, dem damaligen Tertianer des Köllnischen Gymnasiums. Eine alljährlich wiederkehrende Freude bereitete die Schule gegen Überreichung von fünf Silbergroschen ihren Zöglingen durch Zustellung eines farbigen Umschlages, worin sich der von den älteren Schülern eigenhändig geschriebene oder eingedruckte Neujahrswunsch an die Eltern eingeklebt fand. Ein kleines Geldstück, das der Empfänger gab, entschädigte den Buchbinder

²⁷⁾ Ludwig Zeitler, Erinnerungen eines Berliners aus den letzten 70 Jahren des 19. Jahrhunderts, 1909, gibt auf S. 32 bis 33 (Heft I) eine ausführliche Beschreibung des Galgens auf dem Gartenplatz. Ebenso erwähnt ihn Eduard Heinrich Kochmann in seinen Erinnerungen.

für seine Arbeit. Auf der Außenseite des Anschlags befanden sich Nachbildungen der Gemälde großer Künstler. Wie wenig fein auch die Zeichnungen sein mochten, sie erweckten meinem Bruder und mir doch Regungen herzlichster Freude und ließen ahnen, daß es eine Kunst gibt, deren Schöpfungen die Zeit überdauern. Als ich in späteren Jahren vor vielen Originalgemälden bewundernd stand, mußte ich der schlichten Nachahmungen gedenken, die dem Kinde zuerst Gefallen am Schönen erweckt hatten.

Während mir im Schulbesuch eine neue Welt erstand, drohte das düstere Schicksal, unsere Familie des Segens der mütterlichen Fürsorge zu berauben. Nachdem der Vater sich vom Schleimfieber erholt hatte, erkrankte die Mutter an der Brustwassersucht und kam dem Tode nahe. Ihren Kindern blieb sie mehrere Monate gänzlich entzogen, wie sehr auch Geist und Gemüt sich nach deren Anblick sehnten. Ich zählte damals etwa acht Jahre und ging mit Eduard zur Schule. Die gute Mutter lag in einem Zimmer, dessen einziges Fenster sich nach dem Blumengarten öffnete. Es drang keine Störung in die Krankenstube, kein Lärm der Straße. Während der Zeit von 10 bis 1 schien die Sonne leuchtend und wärmend ins Gemach, und der Anblick der dicht belaubten Linden erweckte in der Kranken freundliche Bilder an beglückende Erinnerungen, wo die Jugendfreundinnen beim Kaffee und Abendessen unter den schönsten Gartenzierden beisammen saßen. Die Vergangenheit mahnte an Leben und Gesundheit.

Kaum war unsere Mutter selbst dem langen und bedenklichen Lager schwerer sowie schmerzlicher Erkrankung entstiegen, als sie vernahm, daß der Bruder ihres Vaters Wöttcher, Onkel Gottfried, schwer erkrankt in seiner Wohnung Fischerstraße 9 hart darnieder liege. Der treue Oheim hatte nach des Bruders frühem Tode Vaterpflichten an der Nichte geübt und von dieser Sorge niemals abgelassen. Damit die rechte Pflege dem achtbaren, unverheirateten Manne jetzt am wenigsten fehlte, wo Liebe, Dankbarkeit und Pflichteifer am meisten gefordert wurden, übergab unsere Mutter ihrer eigenen Mutter unsern Haushalt und bezog des Oheims Wohnung in der Fischerstraße.

Bald versagten indes alle Mittel, dem Kranken das Leben zu erhalten. Der Oheim starb und hinterließ unserer Mutter als Erbe die beiden alten Häuser Fischerstraße 9 und Lindenstraße 68.

Von der günstigen Einwirkung der Erbschaft des Oheims unserer Mutter auf das Wohl der Ihren gibt folgende Tatsache einen schönen Beweis in der zweiten Hälfte des Januar 1841. Eduard und ich saßen am Nachmittag in der Schule wie sonst und achteten, ein jeder in seiner Klasse, auf den Gang des Unterrichts, als wir unerwartet von dem eintretenden Schulvorsteher aufgefordert wurden, uns mit „Sack und Pack“ zum Verlassen des Gebäudes bereit zu machen. Auf der Treppe, wo wir Brüder uns begegneten, füllten unsere Augen Tränen, weil jeder fürchtete, die Mutter sei vielleicht gestorben. Gegend betraten wir den Hausflur, zagend die Straße. Was aber zeigte sich uns da? Vor dem Schulhause hielt ein schöner Schlitten. Darin saßen in pelzartiger Umhüllung Vater und

Mutter, die uns einsteigen hießen, dann ebenfalls uns einhüllten, zuletzt dem Kutscher geboten abzufahren und die Versäumnis wieder gutzumachen. Im Fluge ging es zum Brandenburger Tore, dann durch den Tiergarten nach den Zelten. Dort stiegen wir aus und besuchten eins der Lokale. Während wir eine große Tasse Schokolade mit Schlagsahne samt reichlichem wohlschmeckenden Gebäck erhielten, tranken und speisten, sahen wir durch die breiten Fenster die Schlittschlauer, die sich auf dem Eise der Spree bewegten.

Sobald wir mit größter Lust das köstliche Getränk samt dem Kuchen unserm gefunden Magen übergeben hatten, traten wir wiederum den Weg zum Gefährt an, nahmen die früheren Plätze, die wir auf der Herfahrt innegehabt, abermals ein und fuhren nun, innig beglückt, während des unerwartet fröhlich verlebten Nachmittags durch das Oranienburger Tor nach der Wohnung unserer lieben Eltern, indessen der Tag sich neigte.

Daß traumloser Schlaf die glücklichen Brüder umging, bedarf keines Wortes. Am frühen Morgen bat ich Gott, er möchte seinen reichsten Segen über Vater und Mutter breiten, denen wir so großen Dank schuldeten.

Erste geschichtliche Eindrücke.

Das Geschick brachte mich frühzeitig in Verbindung mit geschichtlichen Tatsachen.

1840 wurden drei Ereignisse dem Knaben unvergeßlich: erstens die Jahrhundertfeier zum Gedächtnis des Regierungsantritts Friedrichs des Großen, zweitens der Tod Friedrich Wilhelms III., drittens Einholung und Huldigung Friedrich Wilhelms IV.

Wir saßen am ersten Pfingsttag 1840 in der Laube beim Nachmittagskaffee, als die Nachricht kam: „Der König ist tot.“ Während die Eltern und meine ältern Brüder in besondern Gruppen das Ereignis besprachen, schlich ich davon und erstieg den Mühlberg. Droben setzte ich mich nieder, indem ich der Zeichen harrete, die nach meinem kindlichen Glauben eintreten mußten; war doch „ein wirklicher König“ gestorben. Zwar vernahm ich Glockengeläut zu ungewöhnlicher Stunde; der Himmel aber blieb heiter, die Luft unbewegt. Da nun weder Finsternis eintrat noch die Erde bebte, so begab ich mich enttäuscht in den Garten zurück. Mir kam die Erinnerung, wie mich einmal der Vater in die Stadt mitgenommen und vor des Königs Palais geführt hatte. Dort verweilten wir so lange, bis Soldaten mit klingendem Spiel vorüberzogen. Nun wurde ich emporgehoben, damit ich den König, der am Fenster erschien, sehen konnte. Alle Umstehenden entblößten das Haupt, und der König grüßte.

Im Garten begegnete mir Bruder Eduard, dem ich gestand, was meinen Sinn verwirrte, und den ich am Ende bat, er möchte mir sagen, weshalb nicht Besonderes am Himmel und auf Erden geschehe. Er sagte mir: „Bist du ein dummer Junge!“

Da kam der Ältere meiner Brüder herbei und sprach zu Eduard: „Der alte Hartung ist bei den Eltern und hält dem Könige eine Trauerrede.“ Herr Hartung stand uns Kindern fern. Auch mochten wir ihn nicht

leiden, weil er häßlich war und seine Stimme unangenehm klang. Die Mutter indes nahm den Ungefeindeten in Schutz, indem sie behauptete, er sei kenntnisreich und klug, ein Freund der Wahrheit und ein Helfer in der Not. Man dürfe nicht nach dem Äußern urtheilen.

Als ich neben der Laube einen Augenblick stehenblieb, vernahm ich die strengen Worte des Alten: „Das Volk hat alles für den König hingegeben und Liebe und Treue bezeugt. Der König hat alles angenommen und mit Mißtrauen und Verfolgung seine Ketten belohnt.“ Ich war gewiß ein dummer Junge, aber dieser Ausspruch sagte mir, weshalb die Himmelszeichen ausblieben.

Als die liebste geschichtliche Erinnerung aus meinen Kinderjahren lebt mir in der Seele die Einholung Friedrich Wilhelms IV. in Berlin am 21. September 1840, bald nach der Krönung zu Königsberg. Durch den täglichen Marsch zur Schule war ich im neunten Lebensjahre bereits ein tüchtiger Fußgänger geworden, so daß der Vater ohne Bedenken mich von unserer Wohnung am Weddingplatz nach der Klosterstraße, dicht bei der Königstraße, am Vormittag des 21. September bringen und gegen Abend wieder heimführen konnte. Wir gingen zum Heilgehilfen Riesenberg, einem Kriegskameraden meines Vaters aus der Zeit 1813—1815. Der gefällige Mann hatte vor seinem Hause ein Gerüst aufrichten lassen, von dessen Höhe — das Haus trug nur ein Stockwerk — ich die Gegend leicht überschaute. So entging mir nichts von dem prächtigen Schauspiel, das sich bei dem schönsten Wetter vollzog. Schon auf dem Wege innerhalb der Stadt unfern des Dranienburger Tors begegneten wir einzelnen Gewerken. Zuerst sah ich den Aufmarsch der Fischer. Zum Zeichen ihres Standes trugen sie kunstreiche Netze, die auf den Spitzen ruderähnlicher Stäbe befestigt waren und von mehreren jüngeren Männern dem Zuge vorangetragen wurden. Die Träger in besonderer Kleidung erregten das Staunen des Knaben, der ähnliche Gestalten nur in einem Märchenbuche mit ausgemalten Bildern gesehen hatte. Die Bewunderung überstieg alle Grenzen, als er in der Klosterstraße stand und sich dem Klempner-Gewerk gegenüber aufhalten durfte. Da sah ich Männer in glänzender Rüstung wie zur Ritterzeit. Unter ihnen der Stattlichsste saß auf schmuckem Ross, das gleichfalls im mittelalterlichen Eisenschutze sich zeigte. Beim Musikvolk dieser Abteilung der Handwerker war auch ein Fahnenhewerker, dessen Kunst bei den Zuschauern Beifall fand. Seine bunte Fahne, quadratisch gestaltet und mit einer Seite an einem runden Stiel von etwa drei Fuß Länge befestigt, schwenkte der Besitzer zuerst nach rechts und links, warf sie dann hoch in die Luft und fing sie beim Fallen geschickt am Stielende auf, um sein Spiel von neuem zu beginnen. Die Kanonenschüsse gaben das Zeichen, daß der Herrscher mit seiner Begleitung am Ostende die städtische Grenze überschritten hatte. Des Volkes Jubelrufe verkündeten, immer deutlicher vernehmbar, wie nahe der Zug uns war. Endlich sahen wir den König freundlich grüßend, auf stattlichem Rosse und hinter ihm her seine Verwandten, hohe Staatsbeamten,

und alle saßen zu Pferde. Die längs der Königstraße stehenden Gewerke senkten Fahnen und Standarten, Musik erschallte, die Volksmenge auf der Straße und von einzelnen Dächern der Häuser herab überschrien sich im Rufen von Hurra und Vivat Hoch, Tausende von Tüchern wehten aus den Fenstern, auf Balkonen und Gerüsten.

Der Reiterchar folgten die offenen Wagen der Königin Elisabeth nebst ihrer Begleitung. Ihnen schloß sich der berittene Zug der Bürgerschaft an: Kaufmannschaft, Fleischer, Brauer; sodann kamen die vielen Gewerke in bewundernswerter Ausrüstung. Den meisten schritt ein Musikcorps voran, das zur allgemeinen Freude nicht wenig durch sein Spiel beitrug. Mich versetzte der Reiz an den nie vorher gesehenen Gegenständen und fremdartigen Trachten in eine Märchenwelt. Zum ersten Male empfand ich die Zaubermacht einer lebhaften Phantasie, die mir von der Natur verliehen war. Daß sich niemand unter meinen Verwandten befand, dem ich mitzuteilen wagte, was in meiner Seele sich regte, weil ich zu wissen glaubte, man würde mich verspotten, nicht belehren: diese Tatsache gereichte mir zum Schaden; denn sie brachte meine Außenwelt mit dem Innenleben in Zwiespalt.

Friedrich Wilhelms Geburts- und Huldigungstag hatte sich keineswegs der besonderen Gunst des Himmels zu erfreuen. Unhaltend, bisweilen recht dicht fiel ein erkältender Regen herab und störte dem Volke die Lust am Schauen der neuen Dinge. Nur uns Kindern leuchtete der 15. Oktober, weil die Schule geschlossen blieb.

Der Vater war früh in die Stadt gegangen, wo er als Bürger den Eid der Treue leisten mußte. Auf der Wiese hinter unserer Mühle ließ ich, wenn eine kurze Regenpause eintrat, den neuen Drachen, eigentlich nur eine selbstgefertigte große Kreuzspinne, steigen, flüchtete aber eiligst unter das schützende Dach, goß es hernieder.

Das Mittagsmahl wurde für diesen Tag hinausgeschoben, bis der Vater heimkehrte. Was er berichtete, weiß ich nicht mehr; nur das steht in meiner Erinnerung fest, daß er uns sagte, ihm sei der Regen in den Ärmeln gelaufen, weil gerade beim Erheben der Rechten zum Schwur das Wetter am schlimmsten losbrach.

Schon begann es zu dunkeln, da ließ der Regen nach und hörte bald gänzlich auf. Jetzt wurden wir, nämlich Bruder Eduard und ich, in die Winterkleider gesteckt, damit wir uns beim Stehen auf offener Straße nicht erkälteten, und vom Vater zur Stadt geführt. War das eine Lust! Bei anbrechender Dunkelheit ging es von Hause fort, auf der anfänglich mattbeleuchteten Chaussee dahin.

Im Jahre 1840 standen zwischen der Sellar- und der Invalidenstraße nur einzelne Häuser, unterbrochen durch lange Hecken, Zäune und wüste Strecken. Ob die Bewohner jener Häuser Lichter an die Fenster gestellt hatten, weiß ich nicht zu sagen, doch zweifle ich daran, weil mir das Ungewöhnliche aufgefallen wäre. Je näher wir der Stadt kamen, desto röter flammte der Himmel. Auch zeigten sich da und dort erleuchtete Fenster. Am Dranienburger Tore wurde Halt ge-

boten. Mit Staunen sah ich auf den Bogen über dem Haupteingange zu Vorsigs Maschinenbauanstalt. Da waren in Drahtgeflecht farbige Lämpchen eingesezt, die bunten Schein gaben.

Was indessen besagten die Flämmchen gegen die Wirkung der Flammen in den Becken, die auf dem Tore brannten und von denen mächtige Rauchwolken aufstiegen. Es sollte aber noch besser kommen. Während wir mit Staunen und Bewunderung emporblickten, geschahen Wunder über Wunder.

Der Feuerwerker Dobremont, mit dessen Sohn wir vertrauten Umgang hatten, war verpflichtet worden, allstündlich von 6 bis 9 Uhr ein Feuerwerk oben auf dem Tore abzubrennen. Es stiegen zuerst Leuchtkugeln auf, deren Glanz die umstehende Menge mit viestimmigen Ach! und Ei! begegnete. Dann brannten Sonnen, bengalische Flammen, und zuletzt flog ein Heer von Schwärmern auf, deren Feuerregen uns entzündete.

Der Vater ging mit uns noch eine Strecke in die Stadt hinein, wo unsre Freude den vielen mittels Kerzen erhellten Fenstern galt und mancher Eingangstür, die im Rahmen bunter Lämpchen erschien. Beglückt und hungrig langten wir nach 8 Uhr daheim an.

Umzug nach der Fischerstraße.

Im Jahre 1841 zogen wir von der Müllerstraße nach der Fischerstraße. Das Haus Fischerstraße Nr. 9, das wohl den Zeiten der ersten beiden Könige entstammte, stand mit allen anderen Häusern dieser Straße nicht in gleicher Front, sondern um mehrere Fuß weiter als die übrigen Gebäude vom Bürgersteig zum Hofe zurück, so daß ein freier Raum blieb, wo zwei Lindenhäuser Platz gefunden hatten, von denen lieblicher Duft während der Blütezeit ausging. Ihre dichtbelaubten Zweige gewährten den Bewohnern des Obergeschosses an heißen Sommertagen labende Kühlung und die Freude, wie in einem Garten zu sitzen, ohne das heimische Stübchen zu verlassen.

Im Untergeschoß befand sich nicht ganz in der Mitte ein breiter, zweiflügeliger Torweg, der auf einem mit Granitsteinen wie der Straßendammpflasterten Gang bis an den ziemlich großen lichtvollen Hof führte, den links ein dreistöckiges Mietsshaus im hinteren Raum und rechts verschiedene Arten von Räumlichkeiten begrenzten, welche auf die damalige Bestimmung des Besitzes, die Hauptniederlage einer Bierbrauerei, deutlich hinzeigten. Links wurden benutzt: die Stallung für einige Pferde, zwei große Räume zur Einstellung von Wagen, umfangreiche Gelasse zur Aufnahme von Fässern, Krügen, Flaschen, ein Heuboden u. a. m.

In dem sehr geräumigen Hausflur befanden sich noch zwei Gegenstände besonderer Art: Ein Wandschrank, der alte kostbare Steinkrüge barg, sowie zahlreiche Gläser mit bunten Bildern und Reimsprüchen, und an der Decke an zwei Haken, die in einem der mächtigen Balken angeschraubt worden waren, die in ganzer Stärke sichtbar die Flurdecke und was darüber lag trugen, zwei Feuerreimer zur Benutzung bei Feuergefahr im Bezirke. Sie waren länger, aber auch weit schmaler als unser Küchengerät; aus sehr starkem Leder hergestellt, hatten sie einen Henkel am oberen Rande

und roten Anstrich. Der Durchmesser der oberen Öffnung verhielt sich zum Durchmesser des Tellers am Boden wie 20 cm zu 12 cm. Ich irre wohl nicht, wenn ich annehme, daß dieses Verhältnis gemeint ist in Schillers Glocke „durch der Hände lange Kette um die Wette fliegt der Eimer“. In Anwendung sah ich dieselben niemals. Auch erblickten meine Augen dergleichen Gefäße nicht in den benachbarten Häusern. Wahrscheinlich hingen die Feuerreimer bei uns noch aus älterer Zeit.

Dagegen wurden die Feuerreimer in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts häufig benutzt. Ein solcher Zuber stand vor einem unserer Nachbarhäuser auf offener Straße dicht beim Brunnen. Da die Behälter stets mit Wasser gefüllt sein mußten, daselbe aber darinnen blieb, bis es gebraucht ward, so sammelte sich auf der Oberfläche die furchtbarste Schlammdecke, die vielfarbig, vorherrschend grünlich, schillerte. In heißer Sommerzeit verbreitete die Tienenspfühe den abscheulichsten Geruch und wirkte verderblich als Krankheitsherd. Das hielt uns Kinder nicht zurück, auf die Schlitten zu steigen, worauf die Tienen des Transportes wegen ruhten, und im Schmutzwasser nach Herzenslust mit den Händen zu plantschen.

Handwerker besorgten den Dienst beim Löschen. Bevor sie die Spritzen, für die besondere Häuschen erbaut waren, herbeiholen konnten, mußten sie selbst erst zusammengeführt worden sein. Den Alarmruf gab der Nachtwächter durch die Tute, deren tiefer Ton besonders während der Nachtzeit wie ungebenerliches Stöhnen schallte. Weil nicht angenommen werden durfte, daß die Beteiligten bloß aus Rettungseifer bei Tage von der Arbeit, bei Nacht von der Ruhe schnell genug lassen würden, so gewannen diejenigen, die zuerst mit Löscheräten bei der Brandstätte sich zeigten, namhafte Preise. Weniger gut war die Bestimmung, daß das angebrannte Holz unter die Feuerleute verteilt wurde. Ich erinnere mich des Ausspruchs: „Laßt es doch brennen; desto mehr Holz gibt's!“

Das Kleinod unseres Hauses war das köstliche Trinkwasser, das der vielgerühmte Brunnen gab. Er war deshalb ungittert und die Tür unter Verschuß. Den Schlüssel bewahrte man in unser Küche, von woher ihn Mieter und Gäste holen mußten. Nur Befreundeten wurde gestattet, täglich ein- bis zweimal Trinkwasser zu entnehmen. Da wir uns durch die Herausgabe des Schlüssels eine Last aufgebürdet hatten — mußte doch stets jemand bereit sein, das Kleinod auszubändigen —, da ferner die häufige Inanspruchnahme den Brunnen außerordentlich schnell abnutzte, wodurch uns Wiederherstellungskosten erwuchsen, die während eines Jahres ins Geld liefen: so schien es mir gerecht, daß die vermögenden Gäste sich auf irgendeine Weise dankbar erwiesen. Es schickte der Fleischer dann und wann ein paar Würste, der Bäcker sandte zur Festzeit einen Kuchen. Mein jüngster Bruder erhielt um die Weihnachtszeit mehrmals kleine Geschenke in Holz oder in Metall, ich ein Buch zur Unterhaltung. Lustiger war's schon, wenn ein ehrsamere Schneider bisweilen anfragte, ob er nicht eine schadhafte Hose zum Ausbessern bekommen könnte.

Noch will ich der beiden Nischen mit Holzsitzen gedenken. Sie befanden sich an des Hauses Straßenseite im Mauerwerk des Untergeßhofes zu beiden Seiten des Torweges. Von den Plätzen aus konnte der Verkehr auf der Straße bequem beobachtet werden, ohne daß der Zuschauer selbst sich besondrer Beachtung preisgab. Am liebsten saß man in den Nischen zur Sommerabendzeit, wenn die Linden Duft verstreuten, und kein Wagen dahergefahren kam, der die Stille störte. Ruhe trat gewöhnlich um die achte Abendstunde ein, so daß jedermann ans Fenster lief, um zu sehn, was es gäbe, raffelte ein Wagen einmal später die Straße entlang. Gemeinhin besetzten wir Kinder die Nischenplätze, und abends erzählte ich dort den Gespielen Märchen, Sagen und Geschichten.

In der Fischerstraße standen noch zwei Häuser, deren Äußeres auf ein älteres Datum wies als unser Haus. Das eine ragt noch heut auf, das andre ward durch einen Neubau den Augen entrückt. Es befindet sich an der Köllnischen Gasse, steht noch jetzt und kehrt den Giebel nach der Straße hin, ist zurückgebaut und hatte Bäume vor den Fenstern. In der Schifferkneipe zu ebner Erde hörte man gewöhnlich wüsten Lärm, so daß ich nicht wagte, das Gebäude länger als wenige Minuten anzuschau'n, obgleich ich gar gern die Räume drinnen gesehen und gewußt hätte, ob der breite Hausflur auch Schrank und Feuerzimer barg. Wen ich auch fragte, keiner wußte von andern Begebenheiten als von Schlägereien zu berichten.

Mit desto größerm Interesse betrachtete ich den Gasthof zum Weißen Roß. Zwar flößte der Bau keine Bewunderung ein, weil er in jüngster Zeit ganz nach den Anordnungen der heutigen Zeit hergerichtet war, doch verliehen die historischen Erinnerungen, die an der Stätte haften, dem Knaben süßes Schauern. Man erzählte, daß der alte Gasthof der Verkehrsort Koblhasens und seiner Spießgesellen gewesen, und daß er hier von den kurfürstlichen Häschern erwischt worden wäre. Beim Nachforschen, was der Mann verbrochen hätte, dessen Haupt unterm Beil des Nachrichters fiel, erkannte ich zum erstenmal meine Lust an geschichtlichen Tatsachen. Die „Umrisse“ von L. Schneider stillten zunächst den Wissensdurst, dann las ich in „Preußens Vorzeit“ von Reiche. Zu Kleists Erzählung kam ich erst in reifern Jahren.

Am Eingang in die Fischerstraße beim Mühlendamm lag der Köllnische Fischmarkt. Dort saßen die Fischweiber, wie sie genannt wurden, und vor sowie neben ihnen standen große eirunde Bottiche von geringer Tiefe, doch bis zum Rande mit Wasser gefüllt, worin die Fische schwammen. Nun gab es für uns Jungen nichts Lustigeres, als wenn eine der Frauen mit Aufgebot ihrer ganzen Stimmkraft einem unbequemen Käufer den Marsch blies. Ergößlicher erschien es uns aber, im Falle wir selbst so oder so beteiligt waren und die Lacher im Publikum auf unsrer Seite hatten. Was gab es zu hören, wenn ein Junge, der harmlos an den Fässern vorüberging, einen Stein ins Wasser fallen ließ, so daß es aufspritzte und die Fische beunruhigt wurden!

Am Fischmarkt ragte das Köllnische Rathaus em-

por, in dessen kellerartigem Raum an der Gertraudenstraße eine Militärwache hauste. Draußen standen Schilderhaus und Gewehrhalter, vor denen der Posten auf und nieder ging. An Sommerabenden gegen 9 Uhr umstanden wir Kinder den Platz und warteten, bis der Hornist erschien und sein Stückchen blies, worauf die Worte gemacht worden waren: „Soldaten stehn am Kupfergraben und wollen Traktamente haben. Geduld, Geduld, Geduld.“ Dann sahen wir, wie die Soldaten die Kopfbedeckung abnahmen, um das stille Gebet zu verrichten. Endlich kommandierte der Unteroffizier: „Ablösung vor! Gefreiter und zwei Mann zur Runde vor!“ Der letzteren folgten wir durch die benachbarten Straßen, denn ihr Erscheinen übte damals Polizeimacht aus.

In der weitem Umgebung der Fischerstraße lag das königliche Schloß. Unbehelligt konnte jedermann durch die Portale gehn und einen der großen Höfe überschreiten; dieser Weg kürzte merklich den Gang vom Schloßplatz zum Lustgarten und in entgegengesetzter Richtung. Für die Kinder war es eine ganz außerordentliche Freude, wenn sie den gepflasterten, mehrfach gewundenen Weg hinauflaufen konnten, der sich im Gebäudeteil nahe der Spree befand und dem die Wendeltreppe entsprach, die, nur durch eine Mauer getrennt, zum nämlichen Saal emporführte. Darin hielten zwei Garde du Corps Wache, deren ritterlichen Aufputz wir anstaunten, um dann auf einem der beiden Wege hinabzusteigen.

An schönen Sonntagnachmittagen standen wir mit noch andern Zuschauern, die nicht unserer Gespielschaft aus der Fischerstraße angehörten, unterm ersten Portal am Schloßplatz, weil gegen 4 Uhr König und Königin ausfahren. Ein schlichter offner Wagen, den zwei Pferde zogen, kam pünktlich an. Das hohe Paar, einfach wie begüterte Bürgerleute und nur von einem Diener begleitet, nahm Platz im Wagen, in dessen die Umstehenden grüßten, und der König lächelnd mit militärischem Gruß dankte; die Pferde zogen an, das Gefährt rollte der Straße Unter den Linden zu.

Während der bessern Jahreszeit lebten die Knaben mehr auf der Straße als im Hause, sobald die Schularbeiten getan waren. Draußen fand sich vor und nach dem Abendessen stets eine Gespielschaft zusammen. Der Wagenverkehr war gering, so daß die Straße, wo sie gehörige Breite aufwies, einen guten Platz zum Ball schlagen hergab. Gewöhnlich tobte die Jagd durch die Köllnische Gasse, zu beiden Seiten der Spree zwischen Insel- und Roßstraßenbrücke, Fischerstraße und Fischerbrücke entlang. Beck und Fuchs im Loch, Blinde Kuh und Schwarzer Mann mußten aushelfen, waren der Teilnehmer nicht viele. Auch Rätselspiele, wie Handwerkkerraten aus bestimmten Leibes- und Handbewegungen, kamen an die Reihe.

Das Hauptereignis der Fischerstraße zur Sommerzeit bildete der Wollmarkt. Ihn riefen die Gutsherrn ins Leben, deren Wohnung für die Zeit, wo sie Berlin besuchten, sich im Gasthof zum Weißen Roß befand. Auf derselben Straßenseite rechts und links vom Gebäude lagen bis zur Höhe des ersten Stockwerks der nächstangrenzenden 5 bis 6 Häuser getürmt, außer-

gewöhnlich große, dicht mit Wolle gefüllte Säcke, die wir Knaben teils als Lager, teils als Klettergerüst benutzten. Ebenso staunenswert erscheint es mir heut, daß niemand uns verschreckte, sowie daß kein Kletterer bei dem gefährlichen Hinan- und Herab verunglückte.

Zum ersten Male hatte ich solche Wollsäcke gesehen, als ich, ein Knabe von etwa neun Jahren, mit dem Vater den weiten Weg vom Weddingplatz zum Barbier Riesenberg in der Klosterstraße gemacht hatte. Jedesmal, wenn der Vater in der Stadt war, ließ er sich bei dem Freunde den Bart scheren. Nachdem diesmal die Sache getan war, schritten wir zwischen mächtigen Bergen aufeinandergelegter Wollsäcke hin, die eine Straße mitten in der breiten Straße bildeten. Schon lag die Klosterkirche hinter uns, als plötzlich ob meinem Haupte wie vom Himmel herab das Glockenspiel erklang. Voll Verwunderung hob ich die Blicke himmelwärts. „Die Singuhr!“ riefen Knaben, die sich auf den Säcken tummelten. Der Vater aber horchte, bis der Choral beendet war, schweigend zu, dann sagte er: „Solches Spiel gibt es in Berlin nur einmal und in anderen Städten höchst selten.“ Auf unserm weiteren Wege tat ich noch viele Fragen, das Glockenspiel betreffend, doch befriedigten mich die Antworten des Vaters nicht recht.

Das beachtenswerteste Schauspiel nahe der Fischerstraße bot der Weihnachtsmarkt, der die Breite Straße und den Schloßplatz einnahm. Den Hauptteil bildeten die Buden der Straße. Sie standen in zwei Reihen, die Rückseiten den Rinnsteinen zugekehrt, so daß die einander zugewandten Schaufseiten eine breite Promenade freiließen, die namentlich zur Abendzeit von Käufern und Luftwandelnenden dicht gefüllt war. Längs der Rückseiten der Buden zog sich der kleine Markt hin. Auf den Bürgersteigen unfern der Rinnsteine standen Tische mit allerlei Kleinram, häufig gar zierlichen Säckelchen zu spielender Beschäftigung für Kinder oder zur Benutzung für Erwachsene. Die Gegenseiten des kleinen Marktes bildeten die Schaufenster der Läden in den Wohnhäusern.

Es gab noch außer den Verkäufern, die einen festen Stand gemietet hatten, umherziehende Händler, größtenteils Knaben, die Waldeufel, Knarren, Hampelmänner u. dgl., feilboten. Diese „fliegenden“ Verkäufer machten den größten Lärm, indem sie mit den anpreisenden Worten zugleich die Güte der Waren bezeugten, die Waldeufel brummen und die Knarren knattern ließen. Dieser Lärm, vermischt mit dem Jubelgeschrei lebhafter Kinder, verkündete jedermann, der in die Nähe kam, daß Weihnachten nicht fern war.

Wem die Stille behagte und dennoch die Weihnachtsbotschaft kommen sollte, dem war zu empfehlen, den Petriplatz aufzusuchen, wo Weihnachtsbäume und Pyramiden standen.

Der Winter hatte für die Hauswirte früherer Zeiten weit mehr zu sagen als jetzt, wo die Abfuhr von seiten der städtischen Behörden besorgt wird, und Schnee- sowie Eismassen nur auf den Fahrdaum geworfen werden. Für uns Kinder war es freilich die beste Gelegenheit, uns nützlich zu machen, wenn nach starken Schneefällen der Bürgersteig gesäubert wurde

und die weißgrauen Massen längs der Rinnsteine, doch nicht auf der Dammsseite zu liegen kamen. Wenn dann aber Hügel an Hügel von Haus zu Haus sich reihte, bisweilen eine Woche hindurch und länger aufgehäuft lag, wenn dann der Frost die Massen härtete: dann kannte die Jugend keinen passenderen Weg als den, der sprunghaft von einem Schneehaufen zum andern zurückgelegt wurde.

Weit munterer ging es zu, waren bei stärkerem Frost die Gewässer der Rinnsteine in Schlitterbahnen verwandelt worden, die kein Schnee bedeckte. Was die erfindungsreiche Jugend dort an Schaufstücken bot, brachte Vorübergehende häufig zum Stehen und Staunen. Und doch erinnere ich mich nicht, daß eine Robeheit die Lust störte, daß ein Unfall vorkam. Der Ungeschickte verfiel nur dem allgemeinen Gelächter, ausgeschieden aber wurde, wer für boshaft galt.

Lag Schnee auf den Straßen, dann zog die ganze Kinderchar mit allen Schlitten, die ausgetrieben werden konnten, nach der Inselbrücke. Wo der große Speicher sich erhebt, da bot der ziemlich schräge Damm die schönste Rutschbahn von der Brücke bis über die Köllnische Gasse hinaus.

Selten erspäht mein Blick heut ein Gebäude in dieser Gegend, dessen Äußeres an 1845 mahnt. Zwar sind Namen und Richtungen beider Wasserläufe sowie der Straßen dieselben, wie vor mehr als 50 Jahren, doch wesentlich verändert ist ihr Aussehen. Wo früher die Färber ihre Waschbänke hatten, da befinden sich heute zahlreiche Fischkasten. Die Straßen wurden an einzelnen Stellen verbreitert, neue Häuser aufgeführt, ältere verändert.

Die größte Veränderung erlitt die Waisenbrücke mit ihrer Umgebung. In meiner Erinnerung steht ein plumper Holzbau mit schlichtem Geländer. Den mittleren Brückenteil bildete der Aufzug, aus zwei Klappen bestehend, die sich mittels eines Mechanismus so weit aufrichten ließen, daß zwischen ihnen der hohe Mast des größten Spreeschiffs hindurchgleiten konnte. Wenn nach der Durchfahrt der Aufzug wieder geschlossen werden sollte, dann fanden wir Knaben Vergnügen daran, die Klappe, vor der wir gerade standen, zu besteigen und die Hand am Brückengeländer mit dem sinkenden Boden niederzufahren.

Längere Zeit beanspruchte unser Aufenthalt an der „Schwemme“. So hieß ein schräger Damm neben der Brücke bei Neu-Kölln, der vom Straßendamm zur Spree hinabreichte, wo die aus der Ferne durch Flößer hergeschwemmten Baumstämme lagen. Sie wurden auf besonderen Wagen weggeschafft, was allemal ein sehenswertes Schauspiel gab. An den Gefährten unterschied man den vorderen und den hinteren Wagenteil. Beide, wenn unbelastet, waren dicht aneinandergeschoben und durch eine lange um die Achsen gelegte Kette verbunden. Hielt das Gefährt vor der Schwemme, dann wickelte der Fuhrmann die Kette ab und machte den hinteren Teil des Wagens frei, gab ihm aber die Kette mit, um die Achse und den darüber befindlichen Träger des Baumstammes gelegt. So schob der Mann den Wagenteil ins Wasser, wobei die Kette sich abrollte bis

zum Haken, womit sie am Träger festfaß. Ein Flößer im Kähnelein steuerte herbei, schob, wobei er sich einer spießartigen Stange bediente, den nächsten Baum auf den Träger und verband beide mittels einer Kette. Inzwischen hatte der Knecht das eine der beiden Pferde vorn anderen Teil des Wagens bestiegen und schob ihn, die Pferde rückwärts drängend zur Spree hinab, dem Baum entgegen. Dieser ward auf den Träger geschoben und daran befestigt. Die Pferde zogen an. Der

vordere Wagenteil kam aufs Trockene, der Mast mit der sich streckenden Kette folgte, dann erschien der hintere Wagenteil, endlich des Mastes Ende auf und niederrippend. In große Heiterkeit geriet die Jugend, wenn beim Umlenken vom schrägen Damme auf die Brücke wenig aufmerksame Fußgänger in Verlegenheit kamen, wie sie dem Schwanzende weichen mußten, hin und her liefen, sich bückten, stolperten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Berliner Bildersturm von 1615.

(Originalbericht der Kurfürstin Anna.)

Von Toni Saring.

Die Gründe für den Religionswechsel des Kurfürsten Johann Sigismund sind vielfach erörtert worden. Bei genauer Prüfung der Sachlage kann man sich kaum für Unterstellung rein politischer Beweggründe entscheiden. Hier sei lediglich bemerkt, daß er den Reichstag von Regensburg von 1613 ablaufen ließ, ehe er seinen Übertritt zur reformierten Lehre bekannt machte. Seine Brüder Johann Georg, Statthalter in der Mark, und Ernst, Statthalter in Kleve, waren ihm hierin vorangegangen. Der Kanzler Pruckmann, eine Anzahl von Geheimen Räten und Geistlichen folgte dem Beispiel des Landesherrn, der Weihnachten 1613 mit elf Gleichgesinnten seiner Umgebung erstmalig das Abendmahl nach Calvinischer Lehre nahm. Die von ihm zugesagte Toleranz in Glaubensfragen wich mehr und mehr dem Bestreben, Religionsgenossen an den Hof und in einflussreiche Ämter zu bringen; bereits 1615 war der ganze Geheimrat reformiert. Dieses Streben nach Vereinheitlichung auf Kosten des weitaus größeren lutherischen Teiles der märkischen und vor allem der preussischen Untertanen fand nur bei einer Persönlichkeit am Hofe Widerstand: der Kurfürstin Anna.

Die Tochter des Preußenherzogs Albrecht Friedrich aus markgräflich-brandenburgischem Geschlecht führte am kurfürstlichen Hof und an der Seite Johann Sigismunds kein glückliches Leben. Als Erbtöchter der Jülichischen Lande glaubte sie der willensschwachen Persönlichkeit und Politik ihres Gemahls ihre ganze kluge, zähe Zielsicherheit entgegensetzen zu müssen, um für das Kurhaus das Erbe ihrer mütterlichen Ahnen ungeschmälert erhalten zu sehen. Die endliche Teilung der Jülichischen Erbschaft zwischen dem Kurhause Brandenburg und dem Hause Pfalz-Neuburg hat sie nie gebilligt und nie verwunden, wemgleich sie 1614 den Vertrag von Xanten anerkannte. Durch das liederliche Leben Johann Sigismunds fühlte sie sich mehr und mehr gekränkt und abgestoßen, suchte jedoch stets die Schuld bei den anderen: Hofbeamten, Gesandten fremder Mächte oder dem Einfluß besfreundeter Fürsten. Mit mütterlicher Geduld ermahnend, mit fraulicher Bereitschaft verbend, mit menschlicher Größe das Gute suchend, so tritt sie uns aus dem reichen Schatz ihrer Briefe entgegen. Aber ihre nachgebende Fürsorge war Johann Sigismund ebenso unbehaglich wie ihr Ermahnen und politisches Dreinreden; noch unbequemer war die Kurfürstin sicherlich denen, die den kurfürstlichen Herrn gern nach eigenem Gefallen gelenkt hätten. Dieses Mißverhältnis erreichte den Höhepunkt in der auseinanderstrebenden religiösen Haltung.

Es ergab sich zwangsläufig, daß Kurfürstin Anna der Mittelpunkt des lutherischen Lebens in der märkischen Residenz blieb, ebenso daß sich Verleumdung, Abneigung, ja Haß der Gegenseite gegen sie richteten. Einen letzten Halt in dem auseinanderfallenden Familienleben suchte die Kurfürstin beim Kurprinzen Georg Wilhelm. Nachdem sie den Widerstand gegen sein Verlöbniß mit der pfälzischen Prin-

zessin Elisabeth Charlotte, Tochter der berühmten Juliana von Stolberg und Entelin des großen „Schweigers“ Wilhelms I. von Oranien, aufgegeben hatte, mußte sie sich damit abfinden, daß Georg Wilhelm nicht nur selber das Bekenntnis seines Vaters und seiner Gemahlin annehmen, sondern auch ein reformiertes Kurhaus begründen werde.

Am 24. Februar 1614 erließ Johann Sigismund ein Edikt, das das Lästern, Schmähren und Verdammnen von den beiderseitigen evangelischen Kanzeln verbot¹⁾. Dieses Edikt hat der Große Kurfürst unter dem 2. Juni 1662 bestätigt. Im Mai 1614 gab Johann Sigismund sodann unter Mitwirkung des Hofpredigers Füßel²⁾ sein Glaubensbekenntnis heraus³⁾. Bei den konfessionellen Auseinandersetzungen handelte es sich im wesentlichen um drei Hauptpunkte: die Begriffsabgrenzung vom Leiden Christi in menschlicher und göttlicher Natur, die Formulierung und Sinngabung des Abendmahles und die Stellungnahme für oder wider den Erorzismus bei der Taufe. Der Überschwang des Temperaments aber griff vornehmlich nach den Sinnbildern, die die junge Reformation vorgefunden, beibehalten oder abgelehnt hatte. Als Johann Sigismund am 18. Dezember 1613, also eine Woche vor seiner ersten Kommunion nach reformierter Lehre, die Geheimen Räte und die gesamte Berliner Geistlichkeit in der „blauen Stube“ des Schlosses versammelte, um in vertrautem Kreise seinen Gemüthsumschwung zu besprechen, setzte Vizekanzler Pruckmann weitläufig auseinander, „wie es billig sei, daß die Obrigkeit den Untertanen Gewissensfreiheit gönne und S. Kfl. Durchl. ihnen auch Zeremonien, mit Altarlichtern, Bildern, Messgewanden und dgl. ließen, so wäre es gleichfalls, ja noch mehr Recht, daß die Untertanen ihrem Herrn nicht vorschrieben, was er, seinem Gewissen gemäß, sich solle predigen lassen. Weil aber die (luth.) Geistlichkeit durch unzeitiges Schreiben auf der Kanzel zu Widersprechlichkeiten der Untertanen Anlaß gegeben, so lassen Ihre Durchl. alles Schelten, Schmähren, Poltern, Lästern und Verleumdnen bei schwerer Strafe untersagen, und in Widerlegung der streitigen Sätze Bescheidenheit empfehlen.“ Im Verlauf dieser Aussprache meinte Pruckmann, daß auch „Herr Lutheri lange genug an den baptistischen Zeremonien gehanget, aber wie er ein Besseres befunden, hätte er wahrlich dasselbe befolget; ein solches würden sie auch tun, damit sie rechte Jünger Herrn Lutheri sein

¹⁾ Daniel Heinr. Saring, Histor. Nachricht von dem ersten Anfang der ev.-ref. Kirche in Brandenburg und Preußen unter dem gottsel. Kf. Joh. Sigismund. Halle 1778, S. 89.

²⁾ Martin Füßel war der erste ref. Hofprediger zu Berlin. Er war einer von den fünf Kandidaten, die an der neuen ref. Fakultät der Universität zu Frankfurt/Oder erstmalig den ref. theol. Doktorgrad erwarben (Sering, a. a. O., S. 327 f.).

³⁾ Sering, a. a. O., S. 104 f.

wollten“⁴⁾. Jedoch noch zwei Jahre später hatte sich so viel Zündstoff gesammelt, daß es in Abwesenheit des Kurfürsten in Berlin zu jenem Aufruhr kam, den wir mit „Bildersturm“ zu bezeichnen pflegen. Man beschuldigte öffentlich die Kurfürstin Anna der Anstiftung. Da sie nach Lage der Dinge von ihrem Gemahl keinen ritterlichen Schutz erwarten durfte, flüchtete sie zu ihrem ältesten Sohne, dem Kurprinzen Georg Wilhelm, der als kurfürstlicher Administrator — als Nachfolger des Markgrafen Ernst — in Kleve residierte, mit folgendem eigenhändigen Bericht (Brdbg.-Preuß. Hausarchiv Rep. 33 T n 7):

„Freundlicher, vielgeliebter Sohn, Durchl. Liebden unterschiedene Schreiben ist wohl die eine Beantwortung uf das meinige, daß D. L. was ich schreiben würde, alles bei sich behalten wollen, sind mir gar wohl zukommen. Ich habe aber nicht allein nicht gewisse Gelegenheit gehabt, sondern sonst viel bedenkliche Ursachen befunden, die mich zurück gehalten, nichts vertraulichs D. L. zuzuschreiben, denn die Zeiten der Welt laufen wunderbar und so veränderlich, daß man sich bald so leicht nicht darinnen kann schließlich richten. Weil ich aber nunmehr beibefunden, daß ich mit Nutz D. L. entdecken muß, wie in ehlichen Sachen diese Zeit verfahren und sonderlich, wie betrüglich man mit mir umgegangen, mir nicht zweifelt darumb, daß ich durch Gottes Hilf bei meiner wahren Religion stief und fest halt. Ich weiß aber, der Gott, der mich durch seine Allmacht so lang verteidiget hat und mir beigestanden, wird seine Hand noch nicht von mir abziehen, mich bei seiner Erkenntnis zu erhalten und alle Gewalt und Widerwärtigkeit von mir zurücktreiben und meine Unschuld retten, wie denn der treue Gott schon getan und noch täglich tut. Ich hätte auch noch nicht willens gehabt, dies Werk zu rucken oder neue ufzumuntern, wenn man in einem und andern nicht mehr Ursach an mir suchet. Weil aber igo Markgraf Hans Georgen⁵⁾ Rat Werner Castilian sich unterstanden, eine Schrift, die an den ihigen jungen König in Frankreich ist abgangen, aus dem französischen ins Deutsch zu übersetzen und daß selbe hier zu Berlin hat drucken lassen, welches denn auch sein Verbleiben hätte gehabt, wenn er es nur nicht D. L. zugeschrieben hätte, welches bei vielen ehrlichen Leuten hier im Land, die auch etwas verstehen, ein seltsames iudicio verursacht, derhalben mir desto weniger hat tun wollen, länger mit schreiben einzuhalten, sondern habe dies Schreiben an D. L. abschicken wollen und D. L. dadurch zu erinnern, daß D. L. solche zugeschriebene gedruckte Sachen sich in dem ganz nicht gefallen ließen, daß sie D. L. zugeschrieben, weil Ihnen ohne das bewußt, daß D. L. die französische Sprach wohl lesen und verstehen konnten, hätte deswegen die nun nicht bedurft es zu verdeutschen, viel weniger es D. L. zuzuschreiben, denn D. L. hofften nicht, daß es D. L. Herr Vattern so gehen sollt als den König in Frankreich gangen ist, so wüßten D. L. mich als dero Frau Mutter viel anders usrichtiger und Christ, auch fürstlich gemeinet, solches mir in keinen Fällen, sie wären so hoch oder geringe sie wollten, Ursach zu haben Schuld zu geben igo oder künftig, wie man darinnen die Kö-

nigin beschuldiget und uf sie gleichsam mit Fingern weist. Werden sich nun D. L. indem sich dies mißfallen lassen, so werden sie mit solchem wohl weiter an sich halten, sonst möchts ganz zu gemein werden, ob ich mich wohl billig solches, weil ich mich an solchen Sachen wohl unschuldig weiß, nicht anzunehmen hätte und möcht die Leut davon judizieren lassen, was sie wollten, so hab ichs doch D. L. als meinem ältern Sohn es zu wissen machen wollen, damit es D. L. so nicht sollten gefallen lassen. So ist in gleichem von Rebitz auch andern so hier ins Land kommen sind, ausgesagt worden, wie da unten im Land, auch an D. L. Hof in D. L. Beisein, vielerlei sollte geredet sein, als wenn ich die Ursacherin an dem Tumult und Aufruhr wäre, da mir doch vor Gott und der Welt Unrecht geschieht, denn ich schon bei zwen Stunden geschlafen, da Markgraf Hans Gerg schon hinunter in der Stadt gewest ist, und habe auch nichts nicht davon gewußt, als nur alleine was ich aus des Caplans Sublikation bericht worden, daß er gewarnet sollen sein, sich vorzusehen, daß sie ihn in der Nacht wollten aus seinem Haus nehmen und an ein Ort bringen, da man nicht wissen sollt wo er wäre. Darauf hab ich ihm noch antworten lassen, Er sollt sich doch solche Furcht nicht einjagen lassen, würden sie ihm was tun wollen, so würden sie seiner wohl bei Tag mächtig werden können, sie dörrften nicht die Nacht dazu. Wie ich aber von meiner Hofmeisterin ufgeweckt bin, da bin ich darnach in den grünen Hut gangen und hab dar durchs Fenster die Leut, die an der Rennbahn gestanden, dar dann ein ziemlicher Teil Volk wär, fragen lassen, was das Geschieß und Geläut bedeutet, ob Feuer dar wäre, da haben sie gesagt nein, wollten aber nichts weiter sagen, bis daß ich selbst fragt, was es denn wäre, da sagten sie, die Reformierten wollten uns unsern Kaplan⁶⁾ nehmen, darauf ich gesagt, sie sollten ihn sich nicht nehmen lassen. Das war Rat noch eins in der Nacht, und dieses ist alles, was ich darzu gesagt oder davon gewußt habe, und wie die selbst sagen, die mit Markgraf Hans Gerg darunten gewest, ist das mal schon S. L. in sein Haus, das Wannfels vor diesem gehabt, zur Verwahrsam eingeritten gewest, damit aber D. L. etwas weiter und gewisse Nachricht davon haben mögen, so überschied ich D. L. die Abschrift, was Markgraf Siegmunds Liebden⁷⁾ den 3/13. Mai nach dem meintwegen bei Markgraf Hans Gerg hat angebracht, darbei ich aber neben S. L. den Wilhelm Heicking meinen Kammerjunkern und Engel Gulich, weil der eben hier war, und meinen Secretario Georg Wolteisen sie mit zeigen hab, S. L. Markgraf Siegmund zugeben, Markgraf Hans Gerg S. L. neben den andern vor sich kommen lassen nach dem Anbringen, das Markgraf Siegmund meintwegen getan, S. L. auch gebotten, das was sie sich der Punkt halben haben ufgezeichnet S. L. zuzustellen, daselbe auch geschehen, denn Markgraf Siegmund im gewissen Behalts willen, weil ichs S. L. erst ein Stund drei zuvor verfertiget zugestellt, hat von

⁴⁾ C. W. Cosmar u. Chr. A. L. Klapproth: Der kgl. Preuß. u. kfl. brdbg. Wirkl. Geh. Staatsrat. Berlin 1805, S. 130—132.

⁵⁾ Markgraf Johann Georg, Statthalter in der Mark, ein Bruder des Kf. Joh. Sigismund.

⁶⁾ Der Diakon Peter Stuler war in diesen Religionskämpfen die treibende Kraft auf lutherischer Seite.

⁷⁾ Markgraf Joachim Sigismund, der jüngere Sohn des Kf. Johann Sigismund u. der Kurfürstin Anna, geb. 4. Aug. 1603, gest. 5. März 1625.

jedes Punkts Inhalt sich nur zu Nachricht mit eigener Hand ufgezeichnet, ob ich gleich S. L. abends zuvor angesprochen, daß S. L. sich wollten gefallen lassen, Markgraf Hans Bergen meintwegen anzureden, welches S. L. mir auch da alsbald zugesagt, sich auch den Abend bei Markgraf Hans Berg hat anfragen lassen, daß S. L. deswegen etwas mit S. L. zu reden, sie wollten ihm nur eine Stunde nennen, wenn es Ihre Liebden Ihre Liebden Vorlassen gelegen möchte sein, daß sich also bis neunen verzogen, eher Markgraf Siegmund zu Markgraf Hans Bergen gangen ist aus Ursach das Erst, was mein Kammerjunker Heicking von dem Tumult Wissenschaft hatte und ob ich auch Ursacherin daran wäre, durch Ablegung eines Eides ist vor den Ubergeordneten Commissarien gewest. Nun ist gemelter Heicking nicht aus seinem Losament kommen, viel weniger daß er solt gewußt haben, ob ich Schuld oder Unschuld daran hätte, Summa weil er bei mir ufgewartet, hat er den Eid ablegen müssen wie auch Magister Müller mein Prediger⁹⁾, und der ist nicht mir zu Sicht gekommen, auch nicht uss Schloß als den Sontag zuvor, wie daß ich zum Nachtmahl gangen bin, und der Tumult denn montags nacht darauf war. Nun kömpt mir das scharfe Inquirieren, so uf meine Perschon gangen, weil ich keinen Ankläger habe, sehr welsch vor, denn sie jeden Mann und Weibsperschon, von den sie Eide gefordert, von mir in einem Punkt auch gefraget, und haben auch zu Spandau, wie ich berichtet bin, ein Niemgesellen auch peinlich darüber gefraget worden und ob meine Kammerfrau oder ander, weil ich hier geseffen, meintwegen mit ihm geredet und was es gewesen, welches nun alles hohe Inquirieren sein, das ich ganz mit Stillschweigen vorbei solt gehen lassen, ist mir nicht zu raten. Tülich begehre deswegen zu wissen, wer die sind gewest, die mich alsbald wie mein Herr Gemahl Durchl. Liebdt. Herr Vater des andern Tages hereinkommen, bei S. L. fälschlich angeben, als solt ich nicht allein die Anstifterin zum Tumult sein gewest, sondern hätte noch befohlen, daß sie meines Herrn Brudern Markgraf Hans Bergen umbringen soltten, welches denn nicht anders als wär, daß ein Meuchelmord befohlen hätte zu vollbringen mir Schuld geben. Weil denn nun zu Spandau viel Leut gewesen, die gefangen geseffen, zum Teil auch peinlich über mir abgehört, so will ich durchaus wissen, was sie von mir ausgesagt, sowohl diese alle, die hier sind eidlich angehört, es sei gut oder böß, denn daß mans damit entschuldiget hat, daß es darumb von mir gefraget wär worden, zu retten meine Unschuld, so hab ich sie nicht darumb gebeten, denn wodurch dörrften sie meine Unschuld retten, wenn ich in keinem angeklaget bin, als mir, was die Reformierten selbst, es sei nun wer er will, bei mein Herrn mit Lügen und Falschheit getan haben, und was davon ein gemein Geschrei worden ist. Wer kann den Leuten das Maul stopfen, welches ich so meinem Sohn hab zu wissen machen wollen, nicht zweifelnd, er wird sich als ein treuer Sohn erzeigen und den Sachen so weit sein Gebühr tun und sich meiner als der Frau Mutter annehmen, damit ich nicht in Verbleibung dessen gezwungen werde, andern meinen An-

verwandten dies Werk weiter zu klagen, denn ich alsdenn den König in Polen¹⁰⁾, als noch meinen Vormund, weil mein Herr Vater in der Angelegenheit ist¹¹⁾, nicht würde übergehen umb Verantwortung meiner Unschuld anzumahnen, und der Kaiser¹¹⁾ möchte auch leicht mit ins Spiel kommen, welches D. L. alles verhüten können. Will deshalb nun erfahren, was ich für ein Sohn an D. L. haben werde. Mit Schreiben würd es aber nicht ausgerichtet sein. D. L. werden einen vertrauten Menschen darinnen mit dem ersten anhero abordnen müssen, der aber gute Qualitäten hat und im Rechten auch mit kundig ist, denn viel Brief D. L. Herr Vatter kaum zu lesen kommen oder würd doch wieder alles anders gedeut als gemeinet ist. So verhalt ich D. L. nicht, daß ob ich gleich aus meines Herrn Schreiben D. L. Andeuten nach solt Nachricht haben, so kann ich sie doch bei Markgraf Hans Bergen nicht habhaft werden, wofern sie mir mein Herr D. L. Herr Vatter nicht selbst sehen läßt, welches aber selten geschieht, denn D. L. selten im Hoflager, sondern mehresteils uf der Jagd herumberziehen. D. L. sonst in großem Vertrauen geschrieben, D. L. Herr Vatter ist mit Markgraf Hans Berg sehr übel zufrieden, daß er so ein große Bestallung hat, die ihm auch nicht weiter wird können geben werden, und nichts davor genühet, sondern ein Stuck nach dem andern versetzt und Geld usgenommen, alle Uempter sein so als wenn sie ein Feind verheert hätte, da ist auf nichts acht geben, man wird schwerlich beweisen können, wo das usgenommene Geld hinkommen, außerhalb was D. L. hinunter geschickt ist. Wer Schuld daran hat, mag Gott wissen, mein Herr, D. L. Herr Vatter, beginnt iht selbst seinen Schaden zu merken. Wird Markgraf Hans Berg nicht bald mit gutem abziehen, so ist zu befahren, daß mein Herr, D. L. Herr Vatter, sich noch zum Abschied ganz mit ihm reißer möcht, denn die Zeit genug zu wehren gewest ist, welches denn nicht gut, auch nicht künlich wäre. D. L. wollten dies so bei sich behalten, daß ichs D. L. zur Nachricht geschrieben habe. Das habe ich sonst noch vergessen zu schreiben, daß wie der Tumult war, da ist Markgraf Hans Berg vom Schloß hinunter geritten und hat den Schloßhauptmann mitgenommen, und haben beide Tor, das äußerste sowohl das inwendige am Schloß ufstehen gelassen und mich samt meinem Sohn und Töchtern allein uf dem Haus gelassen, da wir nicht ein einzigen Menschen von Mannsperschonem bei uns haben gehabt, als den Klaus Rödern und Elias Perzeyt, die dann bei ihnen haben bleiben muß, und darnach der alte Otterstädt. Ob das nun zu verantworten von eim Statthalter und Schloßhauptmann, gebe ich meinem Sohn zu erkennen. Wenn ich auch iht von hier ziehe, so befiehlt allweg mein Herr dem Grafen die Schlüssel zum Tor zu sich zu nehmen und bis zu meines Herrn oder meiner Anherkunft uf dem Schloß zu schlafen, damit wir gewiß wissen, daß unser Kinder sowohl das Haus wie gebräuchlich wohl verwahret ist. Nun hat man mein Herrn, D. L. Herrn Vattern, auch eingeredet, daß S. L. die 60 Soldaten, darüber der Lohausen kommandiert, die seit gehalten

⁹⁾ Hofprediger Sebastian Müller war als Geistlicher für die lutherische Gemeinde Berlins tätig.

¹⁰⁾ Siegmund III. a. d. Hauje Wasa, 1587—1632.

¹¹⁾ Herzog Albrecht Friedrich war geisteskrank.

¹²⁾ Matthias, 1557—1619, seit 1612 deutscher Kaiser.

sind richten lauter Unfug an, nehmen den Leuten das ihre, haben nebst noch ein alten Weinmeister bald totgehauen, der ihn nicht hat zulassen wollt, Wein aus meines Herrn Berg zu stehlen, haben ihm das eine Ohr samt dem Hals so zuhauen, daß mans ihm mitsamt den Schnadern am Hals hat muß volgendts abschneiden. Dieses alles geschwiegen, nutzen sie nicht mehr, als daß mein Herr D. L. Herr Vatter desto weniger Geld behält und gehet alles das neue Reformierten Hofwesen desto schwerer, nachdem je mehr Ausgaben je weniger Geld überbleibet. Zum Kostgeld überschick D. L. hierbei die lang zugesagten Flaschen. D. L. werden die andern aber noch täglich mitbrauchen, damit diese nicht sobald zunicht werden. Empfehl D. L. hiermit Göttlichem Schutz. Dattum Eölln an der Spree, den 20. Oktober Anno 1615

D. L.

treue F. Mutter
Anna Churfürstin."

Nach der ganzen Veranlagung Georg Wilhelms ist nicht anzunehmen, daß er dem Wunsche seiner Mutter ent-

sprechend irgend etwas in ihrem Interesse unternommen hätte; auch sagen die Akten hierüber nichts. Man muß der Kurfürstin beipflichten, daß die Hauptschuld an dem Tumult den Markgrafen Johann Georg trifft. Er ließ in Abwesenheit des Landesherrn die Kirchen ihrer Kreuzfuge und sonstigen Bildschmuds als katholischer Überreste berauben. Chroust sagt¹²⁾, daß er die Kreuze zerhauen und in die Spree werfen ließ; das scheint allerdings kaum glaubhaft. Der Markgraf handelte jedoch höchst unüberlegt, als er bei seinem von Kurfürstin Anna erwähnten Ritt vom Schloß herab zu seiner eignen Sicherung in die Menge hineinschoß und sich, als Gegenstücke fielen (die angeblich die Kurfürstin bestellt haben soll), in sein in der Brüderstraße gelegenes Haus zurückzog¹³⁾. Die Tatsache, daß alle landesherrliche Gewalt es noch durch Generationen hindurch nicht vermochte, diese aus der Reformation geborenen Klärungskämpfe dem Reich der Leidenschaften zu entziehen und einer friedlichen Lösung zuzuführen, besagt, daß sich alles geistige Wachen und Werden nicht mit Macht und Gewalt bestimmen läßt, sondern einer gemächlichen und notwendigen Entwicklung bedarf.

¹²⁾ Anton Chroust, Aktenst. 3. brdgb. Gesch. unter Kf. Joh. Sigismund, in: Forsch. 3. brdgb. u. preuß. Gesch. Bd. 9, Leipz. 1896. S. 12.

¹³⁾ Wesentlich milder lautet der Bericht bei Daniel Heintz Hering, Pfarrer der ev.-ref. Gemeinde, a. a. O. S. 299.

Zwei achtzigjährige Ehrenmitglieder.



Abb. 1. Erich Hammer.

Am 1. Dezember 1862 wurde Erich Hammer als vierter Sohn des damaligen Direktors der Rauenschen Braunkohlenwerke in der Wassergasse 17, der späteren Rungestraße, geboren. Das Haus galt jahrzehntelang als Schaffgotisches Lusthaus, aber zu unrecht; wohl aber ist es als ein Gartenhaus Andreas Schlüters erwiesen worden, und zwar von Dr. Hans Jahn in

dieser Zeitschrift 1932, S. 92. Es wurde 1899 abgebrochen; doch besitzt das Märkische Museum Abbildungen. Nach dem Besuch des Andreas-Realgymnasiums wandte er sich dem Bankfach zu. Als Beamter der Direction der Disconto-Gesellschaft wurde er im Laufe der Zeit 3½ Jahre lang als Hauptkassenbuchhalter bei der Großen Venzela-Eisenbahn-Gesellschaft verpflichtet. Nach vierzigjähriger Dienstzeit wurde er bei Erreichung des 65. Lebensjahres als Bankvorsteher in den Ruhestand versetzt. Seine Tätigkeit wurde mit der Hansemann-Medaille und einem Ehrenbrief des Reichspräsidenten v. Hindenburg anerkannt.

Von früh auf betrieb er körperliche Übungen und war er für Heimatkunde begeistert. Schon als Sekundaner zog es ihn zu den alten Stätten Berlins und machte er sich mit ihrer Geschichte vertraut, und in den Ferien

durchstrebte er auf oft mehrtägigen Wanderungen die Mark und die angrenzenden Gebiete. Dabei kam ihm die lebenslängliche Mitgliedschaft im Reichsbund der deutschen Jugendherbergen zugute, besonders aber in der „Turngemeinde in Berlin 1848 e. V.“; seit seiner Zugehörigkeit zur Primaner-Kiege der 3. Männer-Abteilung hatte er sich dem Turnen verschworen. Schon als Siebenjähriger hatte er sich in der Pfuelschen Schwimmanstalt freigeschwommen. Als Wett- und Musterriegelturner hat er seit dem 6. deutschen Turnfest in Dresden 1885 beinahe alle Gau-, Kreis- und Deutschen Turnfeste mitgemacht. Jahrelang hat er das Gaublatt, die „Mitteilungen der Turngemeinde...“, als Schriftleiter geführt und ist noch heute Mitarbeiter der „Deutschen Turnzeitung“. In 50jähriger Tätigkeit kümmerte er sich um die Pflege des Jahn-Denkmals in der Hasenheide; er setzte dessen Erneuerung durch, und als die Militärschießstände auf dem ehemaligen Jahn'schen Turnplatz dort eingingen, kämpfte er in Wort und Schrift mit spitzer Feder für die Zusammenlegung dieses alten Turnplatzes mit dem 1842 von Maßmann eingerichteten neuen Turnplatz, bis der Reichssportführer v. Tschammer-Osten und der Oberbürgermeister Dr. Lippert durch den Gartenbandirektor Pertl die Vereinigung beider Plätze zu dem „Jahn-Ehrenhain“ durchführen ließen. Im Jahre der Olympischen Spiele 1936 war dies eine besondere Krönung seiner Arbeiten. Eifrig studierte er die Briefe Jahns und konnte sie durch eine Anzahl neu entdeckter erfreulich vermehren und zu allen wichtigen Erklärungen beisteuern. Jubiläumsschriftchen sind besondere Früchte seiner Arbeit sowie die Abhandlungen „Geschichte des Jahn-Ehren-

mals in Lanz bei Lenzen“ und „Entwicklung des Schwimmens im Kreise Brandenburg“. Ehrungen wurden ihm verdienstermaßen zuteil: er ist Ehrenmitglied der „Turngemeinde in Berlin“ und des „Turn- und Sportvereins Lichtenberg“, er besitzt den Ehrenbrief und die Ehrenurkunde der „Deutschen Turnerschaft“ und den Ehrenbrief des „NS Reichsbundes für

die Jahrzehnte seiner Zugehörigkeit ein auf Sitzungen selten fehlendes Mitglied. Im Jahre 1935 wurde ihm die Bronzene Medaille verliehen und im Jahre 1937 die Ehrenmitgliedschaft. Zur Vollendung seines 80. Lebensjahres verlieh ihm der Reichssportführer v. Tschammer-Osten die höchste Anerkennung des Reichsbundes für Leibesübungen: den Großen Ehrenbrief.



Abb. 2. Rungestraße 17. Im Hintergrund Gartenseite des Schlüter'schen Hauses. Im Vordergrund die Schlüter'sche Maschinenfabrik in der Köpenicker Straße 71 (Golfshof). (Aus dem Archiv des Ver. f. d. Geschichte Berlins.)

Leibesübungen“ sowie die Silberne Jubiläumsmedaille der Stadt Coburg 1935.

Für alle Wanderungen bereitete er sich gründlich vor; dabei waren ihm persönliche Beziehungen dienlich zu Theodor Fontane und dem Thüringer Wandersmann August Trinius. Am 3. Februar 1885 trat er dem Verein für die Geschichte Berlins bei, als Stadtrat Friedel, der Begründer des Märkischen Museums Vorsitzender war. An dessen „Buddelfahrten“ beteiligte er sich rege und hatte den Erfolg, ein Urnenfeld am Krummen See bei Sperenberg festzustellen. Die Fahrt mit dem Direktor des Theodor-Körner-Museums in Dresden, Hofrat Dr. Pechel, „auf den Spuren der Lüthowschen Freischar“ in Brandenburg und in Mecklenburg weckte seine Liebe zur Geschichte der Befreiungskriege, und Aufsätze in Fachzeitschriften waren die Früchte, z. B. „Lebensbild von Alexander von Blomberg, dem ersten Gefallenen vor Berlin 1813“; August Freiherr von Vietinghoff-Scheel; Aufsätze über Friesen, Guts Muths, Eiselen u. a. m. In unserem Verein hielt er fesselnde Vorträge über die Köpenicker Straße (die Stätte seines Jugendlebens) und die Pfuelsche Schwimmanstalt; mit staunenswerthem Gedächtnis nahm er wiederholt an den Ausprägungen teil und war durch

Christoph Voigt, Rechnungsrat und Marine-Oberzahlmeister a. D., als Marineschriftsteller sehr bekannt, wurde am 15. Januar 1863 in Potsdam geboren als einer der Zwillingssöhne des Musikmeisters im 1. Garde-Regiment zu Fuß, späteren königlichen Armeemusikinspizienten Friedrich Wilhelm Voigt; über ihn hat er mehrmals geschrieben, z. B. in unserer Zeitschrift 1933, S. 33 bis 39: Preussische Militärmusik unter Wilh. Wieprecht und Friedr. Wilh. Voigt (wiederabgedruckt mit Ergänzungen in der „Deutschen Militär-Musiker-Zeitung“ 1934, Nr. 19 und 20). Als er auf dem Gymnasium dort das Abiturientenexamen bestanden hatte, wurde er



Abb. 3. Christoph Voigt.

Wassersportredakteur; nach Ableistung seines Freiwilligenjahres beim 3. Garde-Regiment zu Fuß ging er zur See, um Seeoffizier zu werden. Eine Augenschwäche versperrte ihm diesen Beruf; aber seiner Liebe zum Wasser konnte er dennoch treu bleiben: er schlug die Marinezahlmeisterlaufbahn ein. Das Leben auf den Schiffen und die Seereisen in ferne Länder erfüllten seine Seele mit unauflöshlichen Eindrücken. Wie er sich einst als Segler und Modellbauer auf den Havelseen betätigt hatte, so führten ihn nun erlebnisreiche Reisen auf den Segelregatten „Stosch“ und „Gneisenau“ nach den Antillen; in seinem schönen Altersbuche „Schiffsästhetik“ (1922 im Schiffbauverlag, Berlin SW 68, erschienen) hat denn auch das Segelschiff seine tiefste Zuneigung, und ihm widmet er die allermeisten Abbildungen. Auf dem Kreuzer „Geier“ lernte er die amerikanische Station an der atlantischen und der pazifischen Küste kennen und konnte den spanisch-amerikanischen Seekrieg als Beobachter verfolgen. Den Chinafeldzug 1900/01 machte er als Marine-Oberzahlmeister beim mobilen 1. Seebataillon mit. Nach seiner Heimkehr trat er zum Admiralstab der Marine über und wurde zum Admiralstabssekretär ernannt. Während des ersten Weltkrieges erfolgte seine Ernennung zum Rechnungsrat und die Auszeichnung mit dem Eisernen Kreuz 2. Kl. Als der Friede von Versailles seine vorgesehnte Behörde, den Admiralstab, beseitigte, wurde Rechnungsrat Voigt in den Ruhestand versetzt.

Sein schriftstellerisches Werk umfaßt viele Beiträge außer in Tageszeitungen z. B. im „Hohenzollernjahrbuch“, in den „Berlinerischen Blättern für Geschichte und Heimatkunde“, der „Brandenburgia“, im „Burgwart“, im „Deutschen Herold“, in den Zeitschriften „Dahheim“ und „Gartenlaube“, „Das Schiff“, „Deutsche Militär-Musiker-Zeitung“, in der „Deutschen Kolonialzeitung“, den „Kolonialen Monatsblättern“, der „Zeitschrift für Kolonialpolitik“, der „Marine-Rundschau“, den „Mitteilungen (später Zeitschrift) des Vereins für die Geschichte Berlins“ und ebenso denen für die „Geschichte Potsdams“, im „Teltower Kreiskalender“, den „Brandenburgischen Jahrbüchern“ u. v. a. m. Eine vollständige Liste wird im Archiv unseres Vereins aufbewahrt. Es ist z. Z. nicht möglich, sie zu veröffentlichen.

Mitglied unseres Vereins ist Christoph Voigt seit September 1911. Durch lange Jahre gehörte er dem Vorstande an und wurde 1934 mit der Bronzernen Medaille ausgezeichnet, 1938 zum Ehrenmitglied ernannt. Er ist z. Z. Vorstandsmitglied und Ehrenmitglied der „Brandenburgia“ und gibt die Zeitschrift dieses Vereins heraus.

Mögen den beiden rüstigen alten Herren noch lange Jahre unverminderter körperlicher und geistiger Frische beschieden sein! Es scheint vollkommen, daß sie uns diesen Wunsch erfüllen werden.

Dr. Hermann Kügler.

Kleine Mitteilungen.

Karl Blechen.

(Mit 8 Abbildungen.)

Von Dr. Georg Poensgen.

Als am 23. Juli 1940 der Todestag Karl Blechens sich zum hundertsten Male jährte, wurde an dieser Stelle davon abgesehen, eines der größten Maler Berlins und Deutschlands in der ihm gebührenden Weise zu gedenken. Man konnte damals noch hoffen, daß der Krieg vielleicht bald ein Ende nehmen und damit die von der Nationalgalerie schon vorher geplante Gedächtnisausstellung des Künstlers sich etwas verspätet doch noch verwirklichen lassen würde. Außerdem stand die Herausgabe einer Veröffentlichung sämtlicher Schöpfungen Blechens durch den Deutschen Verein für Kunstwissenschaft bereits in Aussicht, so daß es geboten erschien, diese erst abzuwarten, um mit ihrer Würdigung die Erinnerung an die Person dessen, dem sie geweiht war, zu verbinden.

Inzwischen ist dieses Werk erschienen, und wir dürfen uns beglückwünschen, daß es uns als Grundlage eines Überblicks über das Leben und Schaffen Blechens dienen kann. Die Sorgfalt, vornehme Zurückhaltung und Umfassendheit, mit der hier unter Leitung des stellvertretenden Direktors der Nationalgalerie, Prof. Dr. P. O. Rave¹⁾, eine Reihe junger Kunstwissenschaftler den umfangreichen Bestand von Arbeiten des Künstlers, Urkunden und Quellen sowie das gesamte Schrifttum über Blechen gesichtet, geordnet und vorgelegt hat, steht einzig da und ist in höchstem Maße dankenswert. Unter Verzicht auf jegliche eigene Ver-

tingung hat Rave sich darauf beschränkt, lediglich das Werk des Künstlers in einem genauen, nach verschiedenen Gattungen gegliederten Verzeichnis mit Abbildungen aller bemerkenswerten Arbeiten zusammenzufassen und es gleichsam einzuleiten durch den Abdruck der wichtigsten Urkunden und Briefe nach der Zeitfolge sowie durch Auszüge oder Abdrucke des gesamten Schrifttums über Blechen, seit dieser in das Licht der Öffentlichkeit trat. Der Deutsche Verein für Kunstwissenschaft, unterstützt durch Blechens Vaterstadt Cottbus, gab der Veröffentlichung würdigste Form.

Der Eindruck, den wir durch dieses, den künstlerischen Nachlaß Blechens erstmalig umfassende Buch von dem Künstler gewinnen, ist naturgemäß sehr viel stärker und klarer, als es bisher an Hand von noch so liebevollen und kenntnisreichen Einzelschilderungen gewonnen werden konnte, wie etwa der von G. J. Kern aus dem Jahre 1911 mit einer vergleichsweise nur geringen Zahl von 110 Abbildungen. Es zeigt sich, daß Blechen in einer Schaffenszeit von kaum 15 Jahren (von etwa 1823 bis 1838) mit fast beispielloser Anschauungs- und Darstellungskraft beinahe die gesamte Landschaftskunst des 19. Jahrhunderts in Deutschland vorweggenommen hat. Er gehört zu jenen vom Schicksal begnadeten und zugleich schwer geprüften Künstlern, unter deren Hand sich alles, was sie anpadden, zu einer zeitlos übernatürlichen Schöpfung gestaltet, die das Auge wöhnliche, Gewaltige und das erschreckend Schöne ihrer Welt aus innerer Notwendigkeit feberisch erfassen müssen und, vereinfacht in der für diese Erscheinungen blinden Durchschnittsumgebung ihrer Zeit, leidend Ewigkeitswerte schaffen. Die Gewalt der sie erfüllenden Gesichte ist meist so stark, daß ihr Geist und ihr Körper sie nur kurz ertragen und verarbeiten können, früh daran zerbrechen. Ihr Menschliches kam dem Göttlichen, dessen sie teilhaftig sind, nicht mehr folgen und geht zugrunde. Das Übermenschliche, das sie leisteten, aber bleibt in ihrer Kunst lebendig.

¹⁾ Karl Blechen. Leben, Würdigungen, Werk. Herausgegeben von der Nationalgalerie durch den Deutschen Verein für Kunstwissenschaft, Berlin 1940. 540 Seiten, 786 Abbildungen, 4 Kunsttafeln. 25 RM.



Abb. 1. Karl Blechen. Selbstbildnis.
(Nationalgalerie.)

Die Wende von der höflich bestimmten Kunst und Gesinnung des Barocks zur Freiheit der Gedanken und Gefühle des Bürgertums zu Beginn des 19. Jahrhunderts zeitigte mehrere Gestalten, die dem Übermaß der sie bedrängenden geistigen und künstlerischen Aufgaben nicht lange gewachsen waren. Grabbe, Lenz, Hölderlin, Kleist, Lenau, Caspar David Friedrich, Reithel und Robert Schumann sind damals dem Zwiespalt zwischen Können und Müssen erlegen. Blechen, als Landschaftsmaler anscheinend weniger als sie alle dem unmittelbaren Kampf für den Geist ausgesetzt, hat wortlos gerade auf seinem Gebiet in stummer, rastloser Arbeit sittliche Grundlagen geschaffen, auf denen wir heute noch sitzen. Er war einer der Größten seiner Zeit, die ihn erschreckt und betroffen auch als solchen erkannte oder zumindest ahnungsvoll beurteilte, ohne sich seiner einsamen Größe hilfreich nähern zu können. Die Befreiung der Landschaftsansicht von den Fesseln der Bedeutungs- und Panoramenmalerei, ihre Abwendung in scheinbar zufällige, aber gerade dadurch um so sprechendere Wiedergaben von Augenblickeindrücken sowie die Entdeckung der räumlich-plastischen Wirkungen von Licht und Farbe innerhalb dieser Erlebnisse der Außenwelt sind Blechens urreichste Verdienste und machen ihn gleichsam zum unmittelbaren Vorläufer eines Daguerre und der Photographie. Dabei hielt ihn sein ungemein starkes Empfinden für Ausgewogenheit und künstlerische Wirkung von allem Unnotwendigen oder Unschönen fern. Jeder Gegenstand, jede kleinste Kleinigkeit in der Natur fügte sich unter seinem schöpferischen Blick sofort in eine geistige Bildvorstellung ein, wurde Anlaß eines Gedichts, Mittelpunkt eines Klangkörpers, dessen Ausstrahlungen, seinem Werte entsprechend, die Umgebung überfluten oder vor Stärkerem Halt machen. Blechens Gemälde und Skizzen sind leidend erlebte Zeugnisse des Daseinskampfes in der Natur mit allen Schönheiten und allem Erhebenden, aber auch allem Graufamen und Unabwendlichen ihres Wesens. Sie spiegeln die erbarmungslose Verlassenheit sowohl des Künstlers und des Beschauers, wie des erschauten Einzelwesens wider, und es ringt in ihnen um Überwindung dieses Schicksals alles Lebendigen, um versöhnende Nähe, Schönheit

und Ruhe. Der „unvergleichliche Skizzierer“ (Schadow) befreite sich durch seine überaus zahlreichen Arbeiten immer wieder von der traurigen Vereinfachung, die sich ihm allenthalben kundtat. Er zwangte sie gestaltend in feste greifbare Form, überwand sie, indem er sie darstellte.

Es ist mühsig, hier noch zu fragen, woher er seine Ausdrucksformen nahm und erlernte, welche Vorfahren in seiner Malerei er hatte: er war und blieb auch auf der höchsten Höhe ausgebildeter Kunst, noch als Professor der Berliner Akademie, ein Autodidakt im besten Sinne, der sich eignete, was er brauchte, um seinen Vorstellungen auf persönlichste Weise Gestalt und Ausdruck zu verleihen. Ob er beginnend als Schüler von Lütke dessen durch die alten Holländer beeinflussten Landschaftsstil pflegte, dem, dem Ruf C. D. Friedrichs nachgehend, sich durch diesen und Dahl anregen ließ, oder Schinkels Landschafts- und Bühnenkompositionen als Vorbilder wählte, um schließlich in Italien die neuartige Farben- und Lichtgebung der Engländer Turner und Constable zu übernehmen: seine Gesinnung, seine von früh her festliegende Eigenart wurden dadurch nur äußerlich beeindruckt und handwerklich bereichert. Maßgebend für ihn war und blieb immer die unerbittliche Spiegelung der wirklichen Natur, wie sie vor ihm noch keiner gesehen und darzustellen gewagt hatte. Man hat ihn einen „Menzel vor Menzel“ genannt, aber wie bürgerlich gefestigt und selbstsicher daseinsbejahend ist dieser große Nachfahre im Vergleich mit Blechens hoffnungsloser Schilderung vergänglicher Augenblickeindrücke! Man hat hinsichtlich seiner gelegentlichen mythologischen Staffage an Boecklin erinnert — aber wie gesellschaftsfähig verträumt und hieder, märchenbuchhaft nehmen sich die großartigen Schöpfungen des Schweizer neben den von beklemmenden Eingebungen Zeugnis ablegenden, schonungslosen Malereien bei Blechen aus!

Naturgemäß war dieser in seinen bewußten Ausdrucksformen ebenso zeitgebunden wie alle Künstler. Die Bilder, die er in seinen Anfängen auf Ausstellungen schickte, und die meisten der großen Gemälde, die er nach seiner Rückkehr aus Italien nach dort angelegten Skizzen verfertigte, halten sich durchaus im Rahmen der in den dreißiger Jahren üblichen Malerei und bereichern sie durch ihr hohes Maß von Formbeherrschung und naturgetreuer Ehrlichkeit. Aber es ist Sachkennern schon immer aufgefallen, daß jenen für das Publikum bestimmten „ausgeführten“ Gemälden ein innerer Zwiespalt eignet, daß hier Unruhe im Großen und Genauigkeit im Kleinen einander bekämpfen. Der echte, unverfälschte Blechen zeigt sich nur in seinen Skizzen, denen man unrecht tut, wenn man sie als unfertige, nicht vollgültige Kunstwerke anspricht, da sie ausnahmslos den ihnen zugrunde liegenden Bildvorwurf in seiner wesentlichen Wirkung vollkommen erschöpfen. Künstlern, die wie er einer grundlegend neuen Anschauung die Bahn brachen, war es nur selten vergönnt, die Früchte ihres Schaffens zu ernten. Sie verzehrten sich meistens in dem rastlosen Drang, möglichst viel mit ihren Augen neu zu sehen und demgemäß mit nur wenigen Andeutungen festzuhalten. Die Einzelheit, das Zuendeführen des einmal gewonnenen und unumstößlichen Vorwurfs blieb ihnen nebensächlich. Eine unbestimmte Ahnung sagt ihnen jedoch fast immer, daß sie nicht lange zu leben haben, und macht ihre leidenschaftliche Arbeit zu einem Wettlauf mit dem Tode. Wenn wir bedenken, daß Blechen in den kaum anderthalb Jahrzehnten seiner Schöpferkraft über zweitausend Aufgaben angepackt und zu einem ihm genügenden Ende geführt hat, dann offenbart sich uns die Größe seiner Leistung, gleichgültig, ob die Zahl der bis ins letzte vollendeten Gemälde und Zeichnungen darunter verhältnismäßig gering ist. Wir rechnen ihn heute ganz selbstverständlich zu den großen Meistern der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts, obgleich nur verhältnismäßig wenige Museen und Sammlungen seine Bilder der Öffentlichkeit vertraut machen: Es ist sein Geist, der sich durchgesetzt und die Welt überzeugt hat, wie er schon die Zeitgenossen fast gegen ihren Willen beeindruckte. Das Werk, der Niederschlag dieses Geistes, wird nicht nach Zahlen bemessen.

Wie alle Großen hat Blechen wohl geahnt, was er bedeutete und wie zukunftsreich sein Schaffen war. Aber seine

durch Armut und niederdrückende Familienverhältnisse verdunkelte Alltäglichkeit gestattete ihm nicht, in der eigenen Bestätigung seiner Kömnerschaft Ruhe und Überlegenheit zu finden. Überempfindlich, hat er im Gegenteil selbst dann über Mangel an Verständnis und über Zurücksetzung geklagt, wenn man ihm weitgehend entgegenkam, und anstatt dankbar zu sein für die Fülle der Gesichte, die sich seinem künstlerischen Blick geboten hatte, flüchtete er in Schwermut, als auf der Höhe seines Schaffens Neues ihm nicht mehr in dem Maße zufiel, wie in den ersten Jahren der Entdeckung. Der Bericht des Irrenarztes, daß der kranke Künstler, zum Malen veranlaßt, immer gleich wieder fortwischte, was er soeben begonnen hatte, erscheint in diesem Sinne kennzeichnend. Blechen war durch seine eigene Schöpfungskraft übersättigt. Sie sagte ihm nichts mehr. Seine Rolle war erfüllt.

Als der stellvertretende Akademiedirektor Herbig dem Künstler eines Tages in seinem Atelier im Dachgeschoß des

Während alle zeitgenössischen Künstler sich noch genau einer fast zeichnerisch getreuen Wiedergabe der Natur beflüchtigten — selbst E. D. Friedrich war in diesem Sinne noch durchaus Klassizist —, behandelte Blechen die Leinwand bereits so überlegen und unabhängig vom Gegenstand, wie es erst zwei Menschenalter später allgemein gewagt wurde, nachdem die Impressionisten den großen Schritt von der unmittelbaren Wiedergabe des Vorbildes zur Schilderung des von diesem ausgehenden Eindruck farblicher, gegenständlicher und geistiger Art vollzogen hatten.

Der am 23. März 1842 verstorbene große französische Schriftsteller Stendhal pflegte vorauszusagen, daß seine Werke erst um 1900 allgemein verstanden werden würden. Was diesem innigsten Freund Italiens und des italienischen Volkes bewußt war, hat Blechen, bescheidener und einfacher als er, von seinem Schaffen nicht ausgesprochen. Aber er ist auf dem gleichen Boden und zur selben Zeit wie Stendhal zu voller Entfaltung seiner künstlerischen Fähig-



Abb. 2. Das alte Schloß in Neustrelitz.
(Berlin, Schloß.)

Hauses Kochstraße 9 aufsuchte, fand er ihn beim Stiefelputzen vor. Blechen verfuhr bei dieser Beschäftigung so sorglos, daß die Stiefelwische umherspritzte, unter anderem auch auf ein noch feuchtes Gemälde, das in der Nähe stand. Herbig machte ihn erschrocken auf die Gefahr aufmerksam, die dem Bilde drohe; er aber antwortete unbekümmert, das mache gar nichts, „ein bißchen Schmiere zwischen hebt oft die Situation!“ Diese kleine Szene offenbart vorzüglich die Großzügigkeit von Blechens Anschauungs- und Malweise. Grundsätzlich war es ihm ganz gleichgültig, durch welche Mittel die Verlebendigung seines Eindruckes von einem bestimmten Landschaftsausschnitt erreicht wurde.

„Wie hat Blechen gemalt?“

fragt das „Berliner Conversationsblatt“ am 14. Okt. 1830:

„Wenn man von Rubens sagen darf, daß er seinerzeit geschmiert hat, so muß man hier sagen: es ist geklert. Fühlbar sind die Farben auf die Leinwand geworfen, die Bäume scheinen gespritzt, der Himmel mit einer Quaste angefärbt und jede Figur mit zehn Strichen zu Ende gebracht zu sein. Es ist wunderbar, und doch so viel Wirkung, so viel Wahrheit, so viel Vortrefflichkeit! Es ist, als müsse die Manier auf Kosten der Fehler Glück machen.“

keiten gekommen. Hier offenbarten sich zu jener Zeit noch abseits vom Wege dem dafür empfänglichen Beobachter eine Natürlichkeit und Lebensfrische, wie sie im übrigen Europa kaum mehr zu finden waren. Grausamstes, Wildestes und Edelstes prallten sowohl in der Landschaft wie in den Gefühlsregungen ihrer Bewohner unvermittelt aufeinander und ergaben eine Hochspannung des Ausdrucks, die der Kunst einzigartige Möglichkeiten eröffnete. Mit einer an Befessenheit grenzenden Leidenschaft hat Blechen während der 11 Monate seines Aufenthalts in Italien (von November 1828 bis Oktober 1829), bis hinunter nach Sizilien fast das ganze Land bereisend, unaufhörlich gemalt. Hunderte von Skizzen wurden gleichsam im Vorübergehen, wie in einem ständigen Raufszustand ausgelöst durch die Fülle der Gesichte und der Eindrücke. Die unerschöpfliche, gluthelbe, staubige und wild-farbenprächtige Schönheit des Südens löste das Enge und das Beklemmende, das Blechen von Jugend und Heimat her mitbrachte, in seinem Innern und erhob seine Malerei zu einer ewig gültigen Sprache, deren vollem Verständnis wir erst heute nahezurücken vermögen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, an dieser Stelle das Werk und das Künstlertum Blechens als solche eingehender zu würdigen. Die Veröffentlichung des Deutschen Vereins

für Kunstwissenschaft bietet erschöpfend Gelegenheit, die Urteile der Sachkenner im Laufe von über hundert Jahren an Hand der Wiedergaben der Bilder und Zeichnungen des Künstlers zu vergleichen. Allerdings tritt hierbei in fast erschreckender Weise die Armut der menschlichen Sprache vor der Aufgabe der Festlegung künstlerischen Wesens zutage. Eigentlich sagen alle Kunstschriftsteller dasselbe und wiederholen nur mit etwas anderen Worten, was ihre Vorgänger auch schon auszudrücken versuchten, ohne damit dem Unbegreiflichen des Schöpfertums sehr viel näherzukommen. Meistens bringen nur ein paar Ausdrücke oder Sätze innerhalb der üblichen Lebens- und Werkbesprechungen neue Gedanken, bereichern damit dann aber auch gleich wesentlich das Gesamtbild, so daß sie, nachträglich herausgegriffen, in ihrer Gesamtheit eine rote Linie durch die Geistesgeschichte der letzten Jahrzehnte bis zur Gegenwart bilden. Allerdings bedarf es hier erst einer eingehenden Vertiefung in die vorgelegte Fülle des Schrifttums, um das Maßgebende herauszufinden. So wird von Fachleuten mit einem gewissen Recht bemerkt, der Abdruck der zahlreichen, zum Teil wenig belangvollen Aufsätze und Auszüge aus Büchern sei nicht nötig gewesen. Anstatt dessen hätte Nave sich auf eine durch eigenes, gegenwärtiges Urteil erhärtete Zusammenfassung beschränken und auch an Abbildungen nur das für den Künstler Wesentlichste vorlegen sollen. Obwohl wir diesen Standpunkt verstehen und es auch begrüßt hätten, wenn der Herausgeber den ungemein reizvollen Vorwurf aufgegriffen und sich schöpferisch zu ihm bekannt hätte, halten wir gerade in vorliegendem Fall das bescheidene Zurücktreten hinter das Werk Blechens und seinen schriftstellerischen Niederschlag doch für durchaus tragbar. Die von vielen in ihrer gesamt-kunstgeschichtlichen Bedeutung noch immer unterschätzte Malerei des 19. Jahrhunderts ist durch deren Verfechter in den letzten 50 Jahren so oft gewürdigt und untersucht worden, daß es wenig Zweck hat, das Maß der bereits vorliegenden Ausdeutungen noch zu vergrößern, wenn nicht grundsätzlich Neues ausgesagt werden kann. Viel wichtiger ist es, die Kunstwerke zunächst einmal wieder selbst sprechen zu lassen. Der Einwand, man könne sich bei ihrer Wiedergabe auf das Notwendigste beschränken, ist gerade bei Blechen abzulehnen, dessen geringfügigste Auserung so vielfagend und vieldeutig ist, daß sie als Unterlage für die Meinungsbildung späterer Zeiten unbedingt festgehalten zu werden verdient. Nur dadurch kann der breiten Öffentlichkeit das Unterscheidungsvermögen zwischen großer und unbedeutender Kunst im 19. Jahrhundert vermittelt werden. Der Anlaß von Blechens 100. Todestag während der augenblicklichen Kriegszeit war in diesem Sinne verpflichtend. Die Wiedergabe des Schrifttums über den Künstler hätte allerdings noch eine stärkere Kürzung vertragen und wäre vielleicht eindrucksvoller gewesen, wenn nur die für den Wandel und die Vertiefung des Urteils im Lauf der Zeiten bedeutungsvollen Aussagen etwa in der Weise herausgehoben worden wären, wie wir es hier anschließend versucht haben.

Natürlich stehen zunächst den Entdeckern eines Künstlers auch die meisten Beobachtungs- und Ausdrucksmöglichkeiten zur Verfügung. Es ist daher von großem Wert, wenn ihr menschliches Ausmaß von Anfang an eine großzügige, warmherzige und unzweideutige Betrachtungsweise zur Grundlage macht. Bei Blechen ist dieser Fall gegeben, da ihm in Alfred Lichtward, einem der größten Kunstkenner des ausgehenden 19. Jahrhunderts, der maßgebende Beurteiler erwuchs. Anlässlich der Blechen-Ausstellung der Nationalgalerie im Jahre 1881 schrieb dieser einen längeren Aufsatz, in dem zum ersten Male die große Bedeutung Blechens in jeder Hinsicht hervorgehoben und seine Sonderstellung innerhalb seiner Zeit mit der klugen Bemerkung gekennzeichnet wird, daß aus den Kunstberichten der zwanziger und dreißiger Jahre Blechens Lob beständig klinge, „als ob sich der Kritiker mit der öffentlichen Meinung in Widerspruch befände“.

Vor Lichtward hatte kein Geringerer als Theodor Fontane bereits die Absicht gehabt, dem Künstler und Menschen Karl Blechen eine Gesamtdarstellung zu widmen und zeitlebens Urkunden und Quellen für diese Arbeit gesammelt. Sie ist über wenige kurze Abrisse nicht hinaus-

gekommen. Der Grund hierfür mag in dem Umstand zu suchen sein, daß Fontane ein Menschenalter nach Blechens Tod dessen Genialität zwar erkannte und sich von ihr angezogen fühlte, daß inzwischen jedoch die geistig-künstlerische Entwicklung bei vorübergehend anderen Zielen der unmittelbar nachfolgenden Generation noch keinen Zugang zu der Anschauungsweise des großen Spätromantikers ermöglichte. Fontane war, wie Menzel ein in gesicherten Verhältnissen lebender Bürger, dem das Ruhelose, Zweifelhafte an Blechen doch noch fremd bleiben mußte. So zeugen seine Aufsätze über das „Semnonenlager“ und ein paar andere Bilder Blechens aus den Jahren 1861 und 1882 (auf die Friede im Heft 2/1942, S. 82 ff. dieser Zeitschrift bereits näher eingegangen ist) wohl von großer Sachkenntnis und Aufassungsgabe, doch stehen sie dem eigentlichen Wesen des Künstlers etwas ratlos und oft sogar fast feindlich gegenüber. Es ist auffallend, daß Fontane aus der Vielzahl der ihm durch die Sammlung Brose bekannten Gemälde Blechens nur solche Stücke herausgriff, die nach dem überkommenen Maßstab allgemeinüblicher Landschaftsmalerei gemessen werden konnten. Das Neuartige, die bildnishaft erfasste Augenblickswiedergabe des Landschaftsausschnitts als Kennzeichen dramatischen Weltgeschehens, wie es auf fast allen anderen Werken des Künstlers zur Geltung kommt, sprach den Dichter der Essi Briefe noch nicht an. Vielleicht war er, ohne es zu wissen, auf seinem Gebiet der Sittenkilderung dem ihm vorangegangenen Maler des Daseinskampfes in der Natur zu verwandt, um ihn verstehen zu können. Das Ringen mit den gleichen Weltanschauungsfragen führt leicht zu Gegnerschaft.

Gleichzeitig mit Lichtward kommt im Jahr 1881 Richard Dohme zu sehr ähnlichen Ergebnissen über Blechens Kunst und sagt, sie schildere nicht mehr die lineare und formale Schönheit und Eurythmie der italienischen Landschaft, sondern beschäftige sich mit einer anderen Seite der landschaftlichen Natur, dem einzigartigen Spiel von Licht, Farbe und Luft. — Zehn Jahre später bemerkt Richard Muther, Blechen habe schon zu seiner Zeit gemalt, was die anderen kaum zu zeichnen wagten: eine Natur, die im Dienste des Menschen arbeite und dadurch — nach Tietz's Ausspruch — ihrer herben Jungfräulichkeit beraubt sei. 1903 sagt Hans Mackowsky, Blechen erscheine darin modern, daß er vor die Landschaft mit dem Blick des Porträtmalers träte. Er besitze das sichere Gefühl für das Individuelle jedes Motivs und male als großer Physiognomiker der Landschaft nur, was er sähe, nicht, wovon er wisse, daß es dem Gegenstand eigentümlich sei. Fünf Jahre darauf behauptet sich Lionel von Donop zum erstenmal eingehender mit Blechens Farbgebung, deren Originalität auf seinen kleinen Ostudien am freiesten und ausdrucksvollsten zur Geltung komme. Man sehe der auf den Moment des Eindrucks bedachten, schnell fertigen Pinselführung an, daß der Künstler vor der Natur in Farben schwelgte. Dabei pflegte er die Malfläche des Holzes, der Leinwand oder des Papiers mit gelbem oder braundunklem Ton, bisweilen auch goldig zu grundieren, um die dünnflüssigen Farben mit allen günstigen Zufälligkeiten des Strichs um so wirkungsvoller ins Auge fallen zu lassen. Oft überraschten hierbei gobelinartige Töne, ein wundervolles Blau-rot und Violettbraun, ein metallischer Glanz und Schmelz, der noch die Schatten farbig durchleuchtet und die Gegensätze miteinander verbindet. — Im Jahre 1908 gab G. J. Kern die oben bereits erwähnte erste Monographie über Blechen in Buchform heraus und brachte darin als wesentliche Bereicherung den Hinweis, daß sich dem Künstler die Landschaft in ihrem tieferen Sinn als wechselnde Ausdrucksform eines ununterbrochenen, sich nach ewigen Gesetzen vollziehenden Geschehens erschlossen habe. In die tote Materie trete Leben, eine Seele ein, die das Spiegelbild der menschlichen Seele mit ihren Leidenschaften, ihrer ewig unbefriedigten Sehnsucht und ihren Hoffnungen sei. Dreißig Jahre später erweiterte Kern seine Kennzeichnung durch den maßgebenden Satz, daß in Blechen der neueren deutschen Kunst der erste Maler entstanden sei, der in Farben dachte, und dem es gelungen sei, aus dem Wesen der Farbe heraus das Bild zu gestalten. — Karl Scheffler bemerkt 1912,

daß Blechens Natur ihn von allem Starren fort und dem Lockeren zugeführt habe. Es sei, „wie wenn ein Kranfer für das Gesunde fanatisiert“ wäre. 1927 fügt er hinzu, Blechens Kunst tue das, was in Berlin die Kunst fast nie getan habe: sie blühe. Sein Realismus sei nicht charaktervolle Überzeugung, sondern ein schöner Instinkt. Er wirke nicht östlich kolonial, nicht märklich frugal, nicht kleinbürgerlich und selbstgerecht: unter Männern der Prosa sei er ein beschwingter Lyriker, ein Dichter. — Im Grunde seiner Natur sei er ein Sanguiniker gewesen, der dem Gegenwartserlebnis zjubelte, sagt Willy Kurtz 1922; der Melancholiker, der immer wieder in ihm aufstieg, sei kranker Natur.

„Erschwerend war, daß er überhaupt im künstlerischem Ausmaß die Zeit überragte und mit gesteigertem Sinn für malerische Wirklichkeit ein romantisches Temperament verband, das an verzehrender Dämonie seine Vorbilder Friedrich und Schinkel hinter sich ließ. Dies bildete die unüberwindliche Hemmung seines Schaffens: daß er aus dem Ideenreife von Spuk und subjektiver Phantastik nicht herauskam; daß ihm das Erbteil schwerblütigsten Germanentums in Gestalt von düsteren Empfindungen anhing und sein leidenschaftlich erstrebtes Ziel verdunkelte: Maler des reinen Sonnenlichts zu werden. Er ist der einzige dieser Naturalisten von 1830, der seine Aufgabe mit der Hellsichtigkeit des Genies wirklich begriff und zur Synthese bringen wollte, was bei den anderen nur gelegentliche Entladung eines Instinkts war. Und darum ist er das tragische Opfer des Versuches geworden, der deutschen Subjektivität und Maßlosigkeit das Gewand des Malerischen zu schaffen . . .“ (Paul Ferdinand Schmidt 1922.)

„Dem zeitweise als Theatermaler tätigen Blechen ist in seiner Frühzeit eine theatrale Requisitekammer nicht fremd gewesen. Er liebte das Gespenstliche und Gefährlich-Unheimliche darzustellen, eine Natur, die nichts dem Menschen Befreundetes hat. Sein Dresdner Kirchenruinenbild zeigt einen unterpflüchten, bröckelnden Bau, der jeden Augenblick über dem schlafenden Mönche, den Blechen als Staffage hier gibt, einstürzen kann. Die Welt ist voller Unsicherheit, auch auf den plötzlichen Blitsschlag muß man gefaßt sein²⁾. Daß in Blechens Kunst eine nie bisher von Malern dargestellte Naturerscheinung, wie etwa das Spielen des Sonnenlichts auf einem mit Pfützen bestandenen Waldwege, zum erstenmal bildwürdig geworden ist, daß überhaupt das Auge dieses Künstlers empfindlich geworden ist für das Spielerische, Annotwendige im Weltbausein, erklärt sich daraus, daß seine Seele an Natur als das bis ins Letzte von weither Bedingte, so wie sie etwa die Landschaften des 17. Jahrhunderts begriffen hat, nicht mehr zu glauben verstand. Auch die moderne Luft an der durch den subjektiven Standpunkt bedingten Zufälligkeit von Überschneidung durch Vordergrundmotive, die mit der eigentlichen Landschaft nicht in Zusammenhang stehen, und am fragmentierenden Bildauschnitt (Blick auf Häuser und Gärten, Nationalgalerie) hängt mit dieser erst im 19. Jahrhundert möglich gewordenen

²⁾ Die hier abgebildete Zeichnung einer Kirchenruine (Abb. 5), die wie eine Vorstudie für das Dresdner Bild anmutet, Feder und Tusche, Höhe 16 cm, Breite 13,5 cm, wurde Mitte Mai 1942 bei Hans W. Lange in Berlin versteigert und von C. F. Foerster als Werk Blechens erkannt. Sie ist in das Blechen-Werk noch nicht aufgenommen. Gleichfalls C. F. Foerster sowie A. Hildebrand ist die richtige Bestimmung der Ortlichkeit des kleinen Schloßbildes (1801, Abb. 2), zu verdanken. Es zeigt das alte Schloß in Neustrelitz vor seinem unschönen Umbau zu Beginn dieses Jahrhunderts und ist als fast einziges Zeugnis des vergangenen Zustandes besonders wertvoll. Als Ergänzung zum Werkverzeichnis sei ferner bemerkt, daß eine Fassung des „Wegs nach Castel Gandolfo“ (Nr. 846—848, vielleicht dasselbe wie 848) das Museum der Literarischen Gesellschaft zu Reval, Estland, besitzt.

Steksis zusammen. Die Natur ist kein lebendiger Zusammenhang mehr, sie hat kein Recht darauf, daß ihre Erscheinungen der eigenen Würde entsprechend zur Darstellung kommen.“ (Hermann Beentzen 1937.)

„Blechen wird so zu einem Maler des Schicksalsbildes. Man darf wohl einmal zwei sehr verschiedene Werke von ihm unter diesem Gesichtspunkt vergleichen, denn der Künstler hat in ihnen unter wechselnden Darstellungsformen sein bleibendes Grund- und Hauptthema ausgesprochen. Wenn bei einem Werk von 1827 der Steinzeichnung »Don Juan auf dem Kirchhof« (499³⁾) Schreck und Grauen in die Begegnung des Lautenspielers mit dem Gespenst am feierlichen Ort bei Vollmond zum Ausdruck kommt, so ist im Vergleich mit dem »Blitz« (1935), einem etwa sechs Jahre später entstandenen Gemälde, der weite Abstand von dem frühen zum späten Blechen erkennbar, und die in wenigen Jahren durchgemessene Entwicklung von Theatralik zur künstlerischen Reife wird deutlich. Denn nun, in dem »Blitz« wurde eine Naturerscheinung selbst zum Symbol, deren großartiges Farb-, Licht- und Formbild wie eine Begleitmusik zu dem unbegreiflichen Wirken des Schicksals anmutet. Das von wenigen so auf beobachtete und nie gemalte Einschlagen eines Blitzes in einen Baum ist als Phänomen so eindrucksvoll, daß seine Auswirkung, der Tod des Fuhrmanns, fast unwichtig daneben erscheint.“ (Heinrich Brauer 1940.)

Wir erkennen aus diesen Auszügen bei allmählich wachsender psychologischer Einsicht überall ein liebevolles Bemühen um Blechens künstlerische Sonderart — die Frage nach dem menschlichen Ursprung dieser Art und nach den Quellen des Schöpferstums überhaupt, bleibt, wie immer, offen. Nur eine genaue Kenntnis des Geisteslebens würde zu ihrer Klärung beitragen, doch auch sie, zum Glück, nur lückenhaft. Es gäbe keine Kunst mehr, wenn sie sich reißlos erklären ließe. Wo jedoch, wie im vorliegenden Fall, Einzelheiten über die Schicksale und Erlebnisse des Künstlers reichlich bekannt sind, kann ihre Berücksichtigung in hohem Maße dazu beitragen, zumindest durch persönlich-seelische Vertrautheit mit dem Darstellenden seine Schöpfungen vor verallgemeinernden Mißverständnissen zu schützen und die Ehrfurcht vor seinem künstlerischen Ringen zu fördern. Es ist fast das größte Verdienst der vorliegenden Veröffentlichung, daß sie das Leben aus zeitgenössischen Quellen unmittelbar sprechen läßt. Wir geben anschließend daraus einige Ausschnitte. Zunächst den Lebenslauf, den Blechen im Mai 1835 der Akademie der Künste einreichte:

„Carl Eduard Heinrich Blechen wurde geboren zu Cottbus in der Niederlausitz am 29. Juli 1798. (Der Vater Anton Adrian Blechen, aus Regensburg gebürtig, war Königl. Preuß. Aktiè-Offiziant.) Bis zu seinem 17. Jahre besuchte er das Lyzeum zu Cottbus und sollte nach dem Willen der Eltern eine theologische oder juristische Laufbahn beginnen, was aber wegen ihrer unbemittelten Lage nicht ausführbar zu machen war. Es wurde also beschlossen, ihn zu einer mercantilen Karriere zu bestimmen und (s.: er) wurde 1814 auf ein hiesiges Bankier-Kontor (Firma Selchow & Co.) gebracht, wo er seine Lehrjahre bestand und noch einige Jahre honorierte. Während dieser Zeit diente er als Freiwilliger bei dem Königl. Garde-Pionier-Korps ein Jahr. Darauf wurde er in ein anderes Bankier-Haus (Firma A. Koehne) als Kassensführer und Disponent engagiert, wo er bis 1823 blieb.

Seine Neigung zur Kunst war von früher Jugend an. (Sein erster Zeichenlehrer war der Buchbinder und Maler Lemmerich in Cottbus.) Alle seine Mußestunden wurden durch Übungen im Zeichnen ausgefüllt, aber natürlich wie es ohne gründliche Anweisung geschehen kann. Die Neigung wurde immer reger, und ohne Ausfichten, in dem leider für ihn verfehlten Fache als

³⁾ Die Nummern in Klammern beziehen sich jeweils auf das Verzeichnis der Werke Blechens in der hier besprochenen Veröffentlichung der Nationalgalerie.

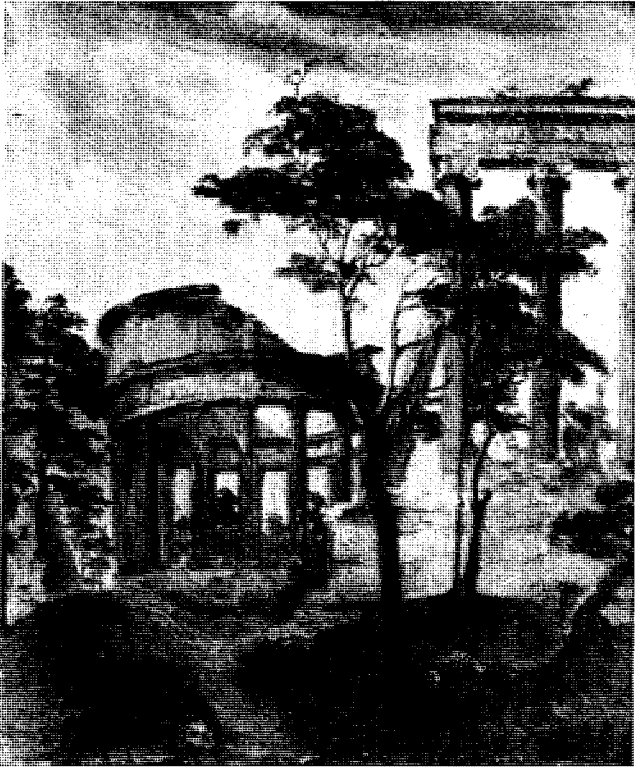


Abb. 3. Die alten Bauten auf dem Ruinenberg bei Sanssouci.
(Potsdam, Marmorpalais.)

Bankier ohne pekuniäre Fonds ein Glück machen zu können, wurde der Entschluß reif, seine begonnene Laufbahn zu ändern und sich ganz der Kunst hinzugeben. Er gab sein Fach auf und besuchte, da ihm durch den gütigen Rat des damals noch lebenden Herrn Professors Schumann der freie Unterricht der Klassen bei der Königl. Akademie der Künste ausgewirkt wurde, den Unterricht daselbst (1823). Da er eine besondere Vorliebe für das Fach der Landschaft hatte, machte er eine Reise nach Dresden und der Umgegend. Nach einigen Monaten nach Berlin zurückgekehrt, wurde ihm der Antrag gemacht, die Stellung als Dekorationsmaler bei dem damals neuzugründenden Königsstädtischen Theater anzunehmen.

Ermutigt durch den Rat des Oberlandesbaudirektors Herrn Schinkel, dem einige Entwürfe zu Theaterdekorationen von ihm vorgelegt wurden, nahm er die Stellung an, um doch vorläufig eine gewisse Existenz zu erlangen. Im Ende des Jahres 1824 verheiratete er sich.

Durch die vielen bitteren Rabalen von Personen, die hier nicht zu nennen sind, wurde er bewogen, im September 1827 seine Stellung bei diesem Theater aufzugeben.

Im Herbst des Jahres 1828 unternahm er eine Reise nach Italien. Leider währte der Aufenthalt, wegen nicht vorhandener nötiger Mittel, nicht lange. Ende des Jahres 1829 kehrte er nach Berlin zurück. Seine Lage war nunmehr auch, wie immer, nicht günstig. Die 1831 durch den Tod des Professors Lütke erledigte Lehrstelle bei der Königl. Akademie der Künste gab ihm wiederum neue Hoffnung, und durch die große Vergünstigung des hohen Senats wurde ihm diese Stelle zuteil. Gleichzeitig erhielt er die Auszeichnung des Charakters als Professor und 1835 die eines ordentlichen Mitgliedes der Königl. Akademie der Künste."

Über die Gründe von Blechens Ausscheiden aus dem Theater erfahren wir Näheres aus einem von Ernst August

Hagen an H. F. W. Brose, den ersten und maßgebenden Sammler von Blechens Werken, im Jahre 1857 gerichteten Brief. Er lautet:

"... Die beiden hier verstorbenen Zeichenlehrer, der Dekorationsmaler F. W. Siemering und der Lithograph F. Bils, waren Gehilfen Blechens gewesen, als derselbe bei dem Königsstädter Theater in Berlin angestellt war. Was mir Siemering erzählte, soll in gleicher Weise Bils seinen Freunden mitgeteilt haben. Um das Jahr 1825 wurde auf dem genannten Theater zu erstemal »Die weiße Dame«, vielleicht auch eine andere Oper, dargestellt. Blechen hatte dazu einen braunen, nach einer anderen Lesart einen grauen Saal gemalt, von dem er sich einen außerordentlichen Effekt versprach. Die Sängerin Sonntag trat als Gegnerin auf und erklärte auf der Probe, daß sie eine andere Farbe für den Saal verlange, und berief sich auf einen blauen Saal in Wien, der sich vortrefflich ausgenommen habe. Blechen nahm den Tadel nicht stillschweigend hin und wurde einfältiger Mensch genannt, worauf er dieselbe Benennung als Neutrum ihr zu geben nicht Anstand nahm. Ich füge hinzu, daß ich Siemering als einen bescheidenen, wahrheitsstreuen Mann kennenlernte. Ob er bei dem Auftritt selbst zugegen gewesen, weiß ich nicht.

Während der Ausstellung 1834 und 1836 war ich in Berlin und glaube in dem einen wie in dem anderen Jahr mit Blechen, als einen damals noch tätigen Künstler, gesprochen zu haben. Unvergeßlich ist es mir, daß er in der letzten Unterredung ganz in der nämlichen Art auf seinen Schüler Georg Hoehn schalt, der bei seinem wüsten unregelmäßigen Leben nicht gar viel mehr leisten werde, als ich kurz vorher ein hartes Urteil über ihn selbst aus dem Munde eines Malers vernommen hatte."

Seine Bestallung als Professor der Akademie der Künste hatte Blechen in erster Linie gleichfalls der Empfehlung Schinkels zu verdanken. Am 11. Mai 1831 richtete dieser folgendes Schreiben an den Minister von Altenstein:

"Eure Excellenz ersuche ich, mich anädigst entschuldigen zu wollen, wenn ich mich erdreiste, in betreff des Kandidaten für die Unterrichtsstelle in der Landschaftsmalerei bei der hiesigen Akademie der Künste, Herrn Maler Blechen, meine Ansicht untertänigst dahin abzugeben, daß ich Herrn Blechen seiner sehr genialen Art der Naturauffassung wegen, die er bereits in vielen Bildern bekrundete und junge Gemüter dadurch aufs lebhafteste für eine, der Trivialauffassung entgegengelegte Naturanschauung begeisterte; besonders aber auch wegen der der Königl. Akademie neuerdings vorgelegten ganz meisterhaften Naturstudien in schwarzer Kreide für sehr geeignet für dies Fach bei der Lehranstalt der Akademie finde. Meine Direktorialgeschäfte bei der Oberbaudeputation haben mich verhindert, der Sitzung des Senats der Akademie, wo die Angelegenheit des Herrn Blechen zur Sprache gekommen ist, beizuwohnen, ich zweifle jedoch nicht, daß auch von Seiten der Akademie das günstigste Urteil für den Herrn Blechen in Beziehung jener Lehrstelle abgegeben sein wird, und hoffe, daß der Akademie dadurch ein wesentlicher Vorteil erwachsen wird."

Mit seinem untrüglichen Blick für künstlerische Begabung hatte Schinkel als einer der ersten Blechens Eigenart erkannt; folgende höchst aufschlußreiche Stelle aus einem Briefe des großen Baumeisters (wahrscheinlich aus dem Jahre 1823) legt davon Zeugnis ab:

"Gestern war der junge Blechen wieder in meinem Atelier, er bewunderte eine Dekoration, die ich für die hiesige Oper entworfen, und die ein venetianisches Patrizierhaus darstellte. Plötzlich griff Blechen nach einem Pinsel, funkte ihn in meine tenere Sepia und sagte, indem er nach einem Bogen Papier zu seinen Füßen griff: »Ich sehe jetzt Venedig vor mir. Wenn ich doch auch einmal dort sein könnte!« Und sogleich

warf er ein Bild des großen Kanals mit der Salutenkirche auf das Blatt, daß mir bei der Arbeit beinahe graulich zumute wurde: so treffend bewältigte er ein Motiv, was er leidhaftig vor Augen sehen mußte. Denn es konnte ihm aus andern Bildern diese völlig vom üblichen entfernte Blickeinstellung nicht in Erinnerung sein, da sie m. W. kein Maler vor ihm gemalt hat."

Aber Schinkel stand nicht allein mit der Erkenntnis von Blechens außergewöhnlicher Begabung. In den Berichten über die Kunstausstellung seiner Zeit finden sich immer wieder anerkennende Äußerungen, die dem Wesen dieses Erneuerers der Landschaftsmalerei weitgehend gerecht werden. So heißt es etwa in dem von Kugler herausgegebenen „Museum“ am 24. November 1834:

„... Die treue, trauliche Sorgfalt der Düsseldorfer Landschaftler, die stillstehende Ruhe Elsassers, die innige Versenkung, wie sie die Böhmer auszeichnet, hat Blechen nicht; es ist als hätte er im Fluge der Natur ihre Larve von Schein und Wechsel entrissen und wüßte sie nun ohne Liebe, ungeduldig, weitereilend auf die Leinwand. Der Zynismus in Blechenschen Bildern wäre, es ist nicht zu leugnen, widerwärtig, wenn er nicht so poetisch wäre: doppelt begreiflich daher, daß sich viele noch immer nicht in ihn hineinfinden können. So seine »Römischen Hirten« [1609]; roh, frech, liederlich habe ich den Vortrag nennen hören, und das gerade ist seine Schönheit; wie mit Erbitterung und Zelotismus sind diese beiden Kerle gemalt, ihre Schafspelze sehen aus wie Kalkbewurf, die nackten Partien wie von Halbwilden, und bei dem allen ist das Bild strappant wahr und die kräftigste Wirklichkeit des Gemeinen; freilich Süßigkeit, Schöntuerei, Erfreulichkeit des Scheines muß man bei Blechen nicht suchen."

Sieben Jahre später sagt Athanasius Graf Raczynski:

„... Er besitzt die Gabe, in der Natur Wirkungen zu entdecken, die vor ihm niemand darin spürte, und von welchen die akademischen Lehren nichts wissen; Wirkungen, deren tiefen Sinn die Mehrheit des Publikums nicht zu fassen vermag. Blechen hat neue Pfade eingeschlagen, die ihn zur Bekanntschaft mit Geheimnissen geführt haben, welchen er durch die Art, wie er sie offenbart, einen ganz besonderen Reiz verleiht."

Fünfzehn Jahre nach Blechens Tod aber urteilt Friedrich Eggers, der bekannte Kunstschriftsteller und Zeitgenosse des Malers:

„... Seine Naturwahrheit ist daher diametral verschieden von der trivialen Richtigkeit, worin die Mehrzahl der heutigen Landschaftler erzellert. Ihm ist die äußere Form nie Selbstzweck, nur des inneren Wesens Hülle, die er deshalb gleichsam vergeistigt und verklärt aufsaßt."

Immerhin scheint in der breiten Masse die Zahl derjenigen, die Blechen wirklich verstanden, nur gering gewesen zu sein, und es läßt sich denken, daß der sehr feinnervige, überarbeitete und mit schmerzlicher Leidenschaft um Wahrheit ringende Künstler durch Verständnislosigkeit und Zurücksetzung besonders hart getroffen wurde.

„Ist es denn möglich“, schreibt er am 22. Nov. 1830 an Beuth, „daß ich anderen Künstlern, die ins innere Wesen der Kunst noch gar nicht eingedrungen sind oder unbewußter-, herzloser- oder leichtsinnigerweise noch gar nicht vermögen, in der Sache selbst eine solche Tiefe zu ahnen, viel weniger suchen, sich solcher teilhaftig zu machen, — ist es denn möglich, und unendlich wehe tut es mir, daß ich mit meinem besten Willen — nehmen Sie es nicht Dünkel, ich darf es um meiner selbst willen nicht verschweigen — mit meinem mir mit aller Macht und Mühe erworbenen bessern und edleren Mittel dennoch zurückstehen muß? — Ist es möglich, frage ich, wie kommt es, daß ich für das Bewußtsein, Gottes Natur erkannt und empfunden zu haben — und ich hoffe, es besser empfunden zu haben als gewiß manche andre meines Berufs — und dafür, daß mein Pinsel nicht so zittert und über den Fabelanfang der Kunst hinweg ist,

dafür, daß ich meine geringen Vermögensumstände der Kunst geopfert — dem Staate nichts gekostet und mich ganz nun ganz erschöpft habe, daß ich dafür die Kränkung haben muß, mit einer kleinen gefürzten Summe, zum Spott aller Kollegen und Unkundigen in den öffentlichen Verhandlungen hinterdrein geduckt zu werden! Wie muß ich mich schämen, wie stehe ich gegen die Übrigen allein unbeachtet und wertlos da! Was muß die öffentliche Welt denken, die die Ausstellungen besucht, was müssen alle die Kunstfreunde, und selbst die Künstler denken, die noch nicht fest und nicht ganz vorurteilsfrei sind in ihren Ansichten über Kunst? Müssen sie nicht irre werden an sich selbst, müssen sie sich nicht selbst jagen, nach diesen öffentlichen gedruckten Zahlen, wie das Bessere doch am Ende nicht so gut und das nicht so Gute doch besser ist? Warum werde ich denn so sehr zurückgesetzt? Sind die Zeiten eines Raffaeels, Tizians, Poussins, Rubens, Ruysdaels, Everdingens, Hobbemas so ganz geistig von uns gewichen, daß dem nichts wird, der mehr tut als nur mit der Kunst tändelt und unfundigen Augen fröhnt, und ist es denn wohl recht, daß, der es nicht so redlich in der Kunst meint, mehr Anerkennung und reichlicheren Lohn erntet?

Und ist denn das rechte Herz, das warme Blut und der Geist in der Kunst eine so unbedeutende Sache, daß dem gar nichts zuteil wird, der davon in seinen Werken mitteilt — wenn bei andern nur Geisteschwächen und Gefühllosigkeiten durchschauen?

Was hilft's mir, wenn ich Anerkennung finde? Der gesamte Vorstand des Vereins der Kunstfreunde, die höchste Instanz, die dem Publikum Klarheit gibt, die lauteste und entschiedenste Stimme, die erhebt und fest herab, durch die Tat . . . !“

Angesichts dieser leidenschaftlichen Aufwallung liegt die Frage nahe, ob, unabhängig vom Tatsächlichen, Blechen infolge seiner persönlichen Erlebnisse und vielleicht krankhaften Erbteils besonders reizbar und gleichsam vorausbestimmt für sein trauriges frühes Ende in Schwermut gewesen sei. In der Tat waren die Familienverhältnisse, unter denen er in Cottbus aufwuchs, sehr trübe. Nicht nur Armut und Enge erschwerten das Leben in jeder Weise, auch die Ehe der Eltern muß sehr unglücklich gewesen sein. Der Vater, ein kleiner Beamter, war offenbar geistig sehr reger. Er gründete aus eigenen Mitteln eine Leihbibliothek und besaß Bücher, die eine weit über seine Gesellschaftsschicht hinausgehende Bildung vermuten lassen. Im Zusammenhang hiermit ergaben sich wahrscheinlich Verständnislosigkeit im eigenen Hause und Untreue gegen die sparsame, einfache Frau. Zwei Kinder aus einer unehelichen Verbindung Anton Adrian Blechens kamen schon zu einer Zeit zur Welt, als der vorwiegend von seinem Onkel, dem Pfarrer Happach (einem Bruder der Mutter), betreute Sohn Karl noch ein kleiner Knabe war. Später, als er schon als Lehrling in Berlin weilte, wurde die Ehe der Eltern geschieden, und am Ende seines Lebens (1820 durch Selbstmord) lebte der alte Blechen getrennt von seiner Familie.

Derart traurige Jugenderlebnisse gehen an keinem Menschen spurlos vorüber und hinterlassen die Neigung zu Niedergeschlagenheit, verbunden mit einer Überbeanspruchung der eigenen Kräfte, denen zugemutet wird, das Unharmonische, Würdelose der Umwelt auf sich zu nehmen und durch ein Höchstmaß von Schöpferum auszugleichen. Andererseits ergibt sich neben dieser sittlichen Selbstforderung leicht ein Mißachten der persönlichen Notwendigkeit. Im Drang nach äußerer Ruhe und erwärmernder Nähe werden Bindungen eingegangen, denen zwar das Traurige früherer Lebenslagen nicht anhaftet, die jedoch, aus Dank oder Mitleid vollzogen, der eigenen geistigen Höhe keineswegs entsprechen. So ist Blechens Eheschließung mit einer um 11 Jahre älteren, häßlichen und geistig sehr unbedeutenden Frau in diesem Sinne zugleich ein Kennzeichen für sein völliges Nachmengerichtesein, das ihm später zum Verhängnis wurde. Er glaubte wohl, es genüge für seine Arbeit und seine Kunst, wenn er, in der Umgebung eines

guten, ihm zugeneigten Menschen geborgen, rastlos schaffen könne. Seine persönlichen Glücksbedürfnisse zurückstellend, unterschätzte er wahrcheinlich das Maß an Verständnis, Schönheit und Liebe, dessen jeder Künstler bedarf, um leben und auf die Dauer schöpferisch wirken zu können. „Im Krater des Bewußt gezeichnet. Mein gutes Weib, entferntes Weib! Ich denke stets an Dich, immer bist Du bei mir, so auch hier!“ bemerkte er in ein Notizbuch seiner Italienreise in einer Aufwallung von Rührung und Dank, doch scheint es, daß schon bald nach seiner Rückkehr von dieser Reise, die ihm die Frau durch ihre Ersparnisse ermöglicht hatte, der Mangel an innerem Zusammenklang in seiner Ehe Blechen stark niedergedrückt hat. Einer seiner Schüler, Friedrich Eduard Pape, hat in späteren Jahren über die persönlichen Verhältnisse und die Wesensart des Künstlers berichtet:

„Blechens Frau war eine geborene Boldt, ihres Zeichens Putzmakerin, etwa sechs oder acht Jahre älter als er, häßlich, postenarbig, aber sehr gut geartet. Ihr Vater war der Portier Boldt im Opernhause, in dessen Konzertsaal damals die Dekorationen gemalt wurden. Wenn ich kam, fragte Boldt: »Na, was macht mein Schwager?« Er war von Natur heiter, lebenswürdig, Scherzen und Ausgelassenheiten, allem Derben und Burlesken zugeneigt. Die Malfahrten waren zugleich Turn- und Vergnügungsfahrten; in genialster Weise, mit rascher, sicherer Hand zeichnete er alte Bäume, und wir folgten seiner Hand und seiner Technik und sahen es entstehen. Bei dem frugalen Essen dann schnitt er das Brot und teilte aus, alles ganz patriarchalisch. Auf Autorität hielt er nicht ängstlich, weil sein Wesen und seine Kunst sie ihm von selber und ohne Anstrengung gaben. Er forderte Widerspruch und derbe Antworten geradezu heraus und freute sich, wenn sie so drastisch wie möglich ausfielen. Es wurde geturnt, gesprungen und Regel gespielt; alles was Landpartien nur mit sich bringen konnten. Er war in Worten nicht ausgelassen oder drastisch, aber in den Späßen, die er sich mitunter machte, also »practical jokes«. Er war gütig, hilfsbereit und von edler, vornehmer Gefinnung, groß, schlant, aber doch kräftig gebaut, hübscher Mann und von sehr gewinnendem schwärmerischem Ausdruck. Wir liebten und verehrten ihn außerordentlich. Zu einer bestimmten Zeit fing er an trüber, schwermütiger, verschlossener zu werden. Es hatte dies, was eigentlich nicht in ihm lag (nur ein Hang zum Spleenhaften und Grotesken steckte wohl von Natur in ihm), in dreierlei seinen Grund: 1. in dem Schmerz über die Nichtanerkennung, 2. in dem Schmerz über beständig kleine, gedrückte Lebensverhältnisse und 3. in dem Schmerz über seine Ehe. Er hatte diese Ehe aus Dankbarkeit geschlossen, weil die Boldt viel für ihn getan hatte; dies Gefühl der Dankbarkeit, zu dem die Frau auch beständig neue Veranlassung bot, hat er ihr auch bewahrt bis zuletzt. Aber über dies Gefühl der Dankbarkeit hinaus konnte er es nicht bringen. Er fühlte zu tief: daß sie zu alt für ihn sei, dabei unschön (postenarbig) und eine niedrigere Stellung in Bildung und Gesellschaftsform. Kinder im Hause hätten vielleicht geholfen, aber auch diese blieben aus, und so verfiel er mehr und mehr in einen Trübsinn. Auch die Schnapsflasche kam hinzu.“

Wir ersehen aus dieser Schilderung, daß Blechen trotz aller Widerwärtigkeiten und Hemmnisse, die ihn bedrängten, ein außerordentlich lebenswürdiger, taktvoller und zu Fröhlichkeit neigender Mensch gewesen sein muß. Aber das Maß an Schwere, das er in sich selbst wie im Ertragen der Außenwelt zu bewältigen hatte, überstieg wohl seine von jeher überbeanspruchten Geisteskräfte. Der Gedanke an das Jenseits hat ihn schon früh in einer Weise beschäftigt, die weit über die damals übliche romantische Todessehnsucht hinausging. Als er im Dezember 1826 nach gestellter Aufgabe der Akademie eine Zeichnung, betitelt „Der Sturm“, einreichte, gab er ihr folgende erklärende Beschriftung:

„Ein Pilger nahet auf holprigen, dornigen Pfaden des Lebens dem Ziele des ewigen Friedens, wo ihn

am Rande des Grabes der Genius des Todes mit offenen Armen entgegenharrt; in dessen Nähe, wo nur allein Ruhe herrscht, sieht man Grabmäler, von Säulbäumen beschattet (als Zeichen des Friedens und Auslöschung mit allem Irdischen).“

Die vielen Darstellungen von Kirchenruinen, also der Vergänglichkeit des Irdischen und insbesondere der Weibestätten des Gott-Vater-Kults, die Blechen vor seiner italienischen Reise beschäftigten, deuten gleichfalls auf tiefe Zweifel am Wert dieser Welt und ein hoffnungsloses Verlorensein innerhalb ihrer Grenzen und Begriffe. „Der Künstler hat der Gegend einen tief melancholischen Charakter zu geben gewußt und wir können begreifen, daß selbst das Geschrei der Frösche, deren Gegenwart durch einen einsamen Storch-Spaziergänger angedeutet wird, in solchen Umgebungen zur Wehmüt stimmen kann!“ schreibt die *Boissische Zeitung* am 8. November 1824 zu einer von Blechens Kloster-Landschaften. Doch fiel auch bei den italienischen Bildern des Künstlers bereits das Unheimliche, jedes Trostes Entkleidete als Spiegel seiner pessimistischen Weltanschauung auf. *Rugler z. B.* schreibt am 11. Februar 1833 im „Museum“ folgendes:

„... In diesem Zusammenhang möchten wir den Gemälden des Prof. Blechen ihre Stelle anweisen. Einige derselben geben den Beweis, daß auch die Landschaft, der man es am wenigsten zutrauen möchte, des Humors, ja eines schauerlichen Humors fähig sei.

Dieser Nachmittag auf Kapri (1033), der vor lauter Sonnenhelle undeutlich, bei aller Simplizität der Massen zerbröckelt, bei aller Eintönigkeit schreiend ist — alles Wirkung der Nachmittagssonne, die vorn auf öden, stumpfen Kalkfelsen ihre Lichter aneinander blendet, hinten Meerwasser zieht —: dies ist kein seelenvolles Angeficht der Natur und will es nicht sein; sondern seine Züge verhalten sich zu diesem wie die eines Hirnverbrannten zum gefunden Menschengeficht.

Das Tolle hat auch seine Wahrheit und ist keineswegs von der Kunst ausgeschlossen. Und wenn unsern ein, der nie, weder vor- noch nachmittags, auf Capri war, das Ganze eher wie eine mit trübroten und bläulichen Ingredienzien angelauene Lauge, als wie ein Bild vorkommt: so kann es doch höchst genießbar sein. Denn sich so an der sich selbst unterdrückenden Natur zu erfreuen, setzt eine gewisse überflüssige Stärke, wie vom Malergenie, so im Zuschauerinn voraus...“

Es unterliegt nach allem keinem Zweifel, daß Blechen durch seine Herkunft und sein daraus folgendes Schicksal schwer belastet war. Er hat sich durch eindrucklichste Arbeit von dieser Last so lange zu befreien gewußt, als er noch Möglichkeiten neuen Ausdrucks in sich spürte. Mit der Erschöpfung der ihm vom Schicksal gestellten Aufgaben setzten dann auch seine Lebenskraft und sein Lebenswille aus. Schon im Jahre 1835 begann er zu kränkeln. Sein Freund, der Kunsthändler *Sachsse*, versuchte ihn durch eine Reise nach Paris in seiner Begleitung aufzuheitern; aber der Erfolg war nur gering. Mehr und mehr erlahmend, verfiel Blechen in den folgenden Jahren unter vielen heute unvorstellbaren Qualen, die ihm nach den Richtlinien der damaligen Heilkunde bereitet wurden, langsam in geistige Anmachtung, aus der ihn endlich am 23. Juli 1840 der Tod erlöste.

Zwei Jahre vorher, als noch Hoffnung bestand, den schwer Erkrankten durch einen Wechsel der Umgebung und eine liebevoll-nachgiebige Behandlung dem Leben wieder zuzuführen, hatte sich *Bettina von Arnim* mit der ganzen Eindringlichkeit ihres Wesens für diese Aufgabe eingesetzt. Sie wollte erreichen, daß Blechen, getrennt von seiner Frau, die nach ihrer Ansicht völlig ungeeignet für seine Pflege war, in Begleitung von Ärzten auf eine Reise nach dem Süden geschickt werde, und setzte alles in Bewegung, um durch eine Lotterie die Mittel für diese Reise zusammenzubringen. Ihr Auftreten gegen Blechens Frau war jedoch leider so ungeschickt und überheblich, daß die arme, selber schon an die Grenze der Verzweiflung gelangte Gefährtin seines Leidens sich empört gegen den Plan eines solchen Unternehmens zur Wehr setzte, obwohl es vielleicht

wirklich Erleichterung gebracht hätte. Es kam nur eine kurze Fahrt nach Dresden zustande; sie blieb jedoch ohne jeden Erfolg. Aus dem Brief Bettinas in dieser Angelegenheit vom 11. Juli 1838 an Moritz August von Bethmann-Hollweg, damals Professor an der Universität Bonn, der von einem tiefen mitterlichen Verständnis für Blechen und seine Kunst spricht, seien hier folgende Stellen als besonders kennzeichnende Zeugnisse der Romantik wiedergegeben:

„... Wenn ich Ihnen den Namen Blechen nenne, so werden Sie sein Verdienst zu schätzen wissen und auch einen Teil seines Verhältnisses erraten, das ihn in diesen jammervollen Zustand brachte. Die Bilder, die er in seiner letzten Zeit gemalt, und worauf eine große Abspannung folgte, waren mit so gewaltiger Phantasie, die, im Zügel gehalten und der Natur treu sich anschniegender, das Unmögliche auf die Leinwand zauberte. Zu jedem kleinen Gegenstand spiegelt sich die Aufregung des Gemüths, in dem die Natur wühlt, um ihm begreiflich zu werden. Dabei ist alles aufs innigste mit Fleiß und Demut vollendet und in der Harmonie wie in einem Netz gefangen. Unmöglich ist es, höheres Genie in irgendeinem Kunstwerk jetzt lebender Künstler zu entdecken. Allein, wie dem Fruchtbaum, je edler er ist, auch das Klima um so günstiger sein muß, um ihn vor Verderben zu schützen, so scheint es auch bei dem Menschen der Fall zu sein, dessen Intellektion so vom Genius aufgereizt ist, daß er mehr schafft, als er selber begreift. Ich irre nicht, wenn ich Blechens gestörte Organisation dem Mangel an Teilnahme und Begriff seiner Mitwelt zuschreibe. Noch erhitzt von den Steigerungen seines Innern bei so kühnen Visionen prallte er von allen Seiten an das mauerste Gefängnis der Philisterwelt, die ihn umgab. Kaltes Mißverstehen, blödsinniges Urtheil, neidisches Verzerrn seiner gigantischen Versuche machten ihn rasend, und kein Tröpfchen Tau des Einverständnisses sollte ihn erquickern. Entzweiung mit sich selber, Verwirrung seines Instinkts war die Folge! War es optischer Betrug, daß der die Welt so schaute, war er's allein, dem die kühnen Massen, die er auf die Berge und Felsen pflanzte, so edel und groß erschienen? Und das Licht, das aus seinem Pinsel strömte, sollte das bloß Fiktion sein und keine Wahrheit? Diese Streitfragen haben ihn gewaltiger angegriffen wie wohl keinen anderen, denn sein Alles stand auf dem Spiel, denn er war ganz durchdrungen vom Geist seiner Kunst, es hatte kein anderer Neben-zweck Platz in seiner Seele. Kein Willkommen in der Außenwelt, keine Ruhe im Häuslichen, das schwer auf ihm lastete, und das ganze Leben durch die Eifersucht, Geldgier, Zorn usw. der viel älteren Frau zum Marterpflod gemacht und durch sie von jeder Annäherung, die ihm Trost und Stütze werden konnte, gehindert; dies ist eine flüchtige Skizze von dem, was diesem Unglücksmenschen den Untergang bereitete...

... Ich habe ihn mehrere Tage beobachtet, habe Ärzte zu ihm geführt, die zwar einen Strahl von Hoffnung geben, wenn er, aus seiner Lage herausgerissen, mit Freundeshand gelenkt, in fremde Gegenden Reisen machte, wo er früher die Skizzen zu Bildern gemacht hat, die leider jetzt schon alle verkauft sind. Der Wert seiner Bilder ist zwar aufs höchste gestiegen, allein die Kunsthändler, die sie in Händen haben, sind zu sehr durch den Handel abgehärtet, um zu begreifen, daß, wenn ein Bild, was sie mit 20 Louisd'or kauften, ihnen jetzt mit 80 und 100 bezahlt wird, sie doch wenigstens etwas dem armen Geisteszerütteten könnten davon zukommen lassen...

... Als ich bei ihm gewesen war und mit den Ärzten gesprochen hatte, habe ich auf bloßem innerem Antrieb, ohne zu wissen, wie mir's möglich sein werde, das ganze Geschick des Malers auf mich genommen, ob schon ich kein Geld habe, über das ich frei disponieren könnte. So versprach ich Hilfe zu schaffen und habe seitdem einen glücklichen Anfang gemacht. Ich kaufte eine Landschaft von ihm an mich, die zwar klein, aber von der schönsten Farbenvollendung ist, eine Ansicht aus



Abb. 4. Blick durch den Park auf Schloß Charlottenburg.
(Nationalgalerie.)

dem Park in Terni (1311). Ein kleiner See, umgeben von hohem Laubholz, hinter welchem sich eine felsige Gebirgskette hinzieht, die den kristallblauen Refler des Himmels in ihre spiegelglatten dunklen Basaltflächen aufnimmt. Die Kühle entströmt dem Waldgrund und steigt aus dem blauen See, in dem sich zwei Mädchen baden, während im Vordergrund die heiße Atmosphäre die harzschwitzenden Bäume umdampft. Von dieser kleinen, aber bewunderungswürdigen Landschaft habe ich eine Lotterie gemacht, das Los zu einem Louisd'or, unter der Protektion der Frau Kronprinzessin, deren Mildthätigkeit zu groß ist, als daß sie über irgend etwas verfügen könnte. Sie hat mir aber durch ihre tätige Teilnahme 30 Louisd'or erworben. Ich selbst habe 36 Lose bis jetzt abgesetzt, mehrere sind noch im Kurs und werden von Teilnehmenden unterzubringen gesucht.

... Wie edel sind seine gewählten Gegenstände; so würden die Griechen gemalt haben, so rein von allem, was die Imagination nicht aus der Natur zu schöpfen vermag. Wenn man diese Bilder anschaut, so fühlt man, warum die Natur schön ist. Die Grotte am Meer von Neapel, durch welche man das Schloß der Johanna von Uragonien sieht (1647), umspült von steigenden Wellen, die, am Gemäuer brechend, sich wieder herabstürzen, eine Ecke, in die der Sturm sich verbirgt, um in Verborgenen auszutoben, die Ferne durch undurchdringlichen Nebel gesperrt, der aber so düftig ist, daß der unendliche Ocean durchgeahnt wird, und am Strand, vor einsamer Tür der Zelle, die in Felswände eingeklemmt ist, der Mönch, der mit abgewandtem Antlitz dem Toben dieser ungeheuren Einsamkeit zusieht. Wie wehmüthig, wie schauerlich, wenn man dieses Bild anschaut mit dem Gefühl, daß es ebenso düster, verlassen, hilflos im Innersten des armen Malers aussieht! Ja, so sieht es wirklich in ihm aus, und ich kam mich des Jammers nicht entschlagen, daß an diesem jetzt in Stumpfsein versunkenen höheren Geist jeder gleichgültig oder doch mit bloßem Bedauern, ohne Hilfeversuch, vorübergehen sollte.

Die Insel Capri, das blaue Meer wie einen Diamant umfassend, im glühenden Mittagslicht, wo die Sträucher und einzelnen Bäume, die dem versandeten Strand entwachsen, kurze blaue Schatten werfen, und das verbrannte Gras und Geniste; die freidigen Mauern der Fischerhütten längs dem Ufer, über das herüber das blaue Meer seinen feuchten Atem haucht und in dem gelben Fels, der es mit mächtiger Anmut



Abb. 5. Kirchenruine mit schlafendem Pilger.
(Privatbesitz).

umbuchtet, seine kühlen Farben spiegelt! Wie schön ist dieses Bild! Sie waren ja dort, Sie werden sich der Linien noch erinnern, die sich am Horizont über dem Meer wegswingen, von den Felswänden, auf denen die Burg des Tiberius liegt, die die ersten Sonnenstrahlen auffängt am Morgen und sie bis zum Untergang einsaugt. Wie da alles in der heißen Stille unbeweglich ruht. Nur der Fischertnabe liegt auf dem glühenden Stein, auf der Zither klimpernd, und das Mädchen gibt träumend ein halb Gehör. Alles ist Wiederhall in der Natur, denn die Empfindungen, die sie aufruft in dem Beschauenden, sind das Gepräge ihres Geistes in seiner Seele, die, von ihrer Schönheit erfüllt, einen Klang gibt, aus dem wir die Stimme Gottes vernehmen. Der Maler, der damals dies Capri mit seinen Sinnen aufsaßte und später auf der Leinwand diesen Eindruck aussprach, gibt Zeugnis von der Stimme, die an sein Herz sprach. Wie könnten uns sonst Kunstwerke rühren mehr als die Natur, wenn selbst in unvollkommenen Versuchen, als bloß, weil wir erschüttert sind, daß die Gewalt des Geistes, der alles geschaffen hat, hier in der Phantasie des Malers als in einem Siegel sich abbildet! Dieser Widerklang des Göttlichen aus der Seele eines Menschen rührt uns, und darum lieben wir die Kunst und in der Kunst nur dies, und alles andere ist Einbildung.

Der arme Maler! Der Spiegel seiner Seele, der so hell aufsaßte, ist ganz dunkel geworden. So mancher andere, der nie durch diesen heiligen Vorzug, das Schöne in der Natur zu spiegeln, ausgezeichnet war, maßt sich das Recht an, solche Kunsterscheinungen zu verstehen; so mancher, der nicht vermag, den Widerhall des Göttlichen weiterzutragen, ist auch ohne diese Fähigkeit ein Kluger unter den Menschen, aber dieser Arme, der seinen Geist nur dieser Auffassung hingab und zu keiner gemeinen Sorge sich herabließ und nichts bestellt hat im Leben als nur dieses Trinken der Natur und Wiederaushauchen, der ist, nachdem ihm dieses heilige Geschenk untergegangen, nun auch erloschen. Ja

gewiß, wenn den Sinnen einmal der Weg gebahnt ist, sich zu vergeistigen, und die Flügel werden gelähmt, dann ist der Sturz in den Abgrund gewiß. Wer aber nicht im Flug ist, der sieht zu, unbewegt über diese Vernichtung. Mich aber hat dies Schicksal gefesselt zu fortwährender Teilnahme. Wer Vater und Mutter hat, auf dessen Gesicht ist ein Auge der Sorge gerichtet bis zum Ende. Der aber, dem Vater und Mutter gestorben sind, der erregt ein vorübergehendes Mitleid bei diesem und jenem, und sollte eine teilnehmende Tätigkeit in Anspruch genommen sein, dann fühlt der Fremde gleich die Beschwerde. Er weist das Opfer ab gegen die Möglichkeit des Gelingens und reißt sich los von dem Hilfslosen, weil es umsonst sein könnte, oder auch, weil der Unglückliche selbst schuld ist an seinem Elend. Für was hat doch Gott es in der sinnlichen Welt so eingerichtet, daß der Mensch Vater und Mutter seines Geschlechtes sei, als bloß, daß der Instinkt geistiger Weise in uns eingepflanzt werde zu nähren, zu pflegen alles, was der Hilfe bedarf! Und was ist das höchste Ziel aller menschlichen Strebungen, als bloß sich zur Hilfsquelle zu steigern alles geistigen Strebens! Darum ist das Mitleid mehr als eine physische Mahnung, das in unserer Organisation liegt, denn es ist ein wesentliches Element unserer geistigen Existenz. Ist es nicht wie der Trieb der Mutter, ihr Kind mit der eigenen Milch zu nähren? In jedem Opfer liegt ein Keim, der Früchte trägt, und was wir auch begreifen, wenn es im Sinn ist, den die Natur in unser Herz gepflanzt, so können wir nur dadurch geistig gewinnen. So sind wir Menschen aber nicht, wir haben noch viel vom selbstfüchtigen Tier oder vom gefühllosen Stein. Dies ist die Aufgabe des Lebens und das Rätsel seiner Versuchungen, daß wir geistig so mildtätig seien als die Natur sinnlich ist, die da allem Mutter und Vater ist. Ich sage dies, weil ich fühle, daß Gott geistig von uns fordert, was er physisch in uns gelegt hat. Der Anspruch an uns, Vater zu sein und Mutter, ergibt sich jeden Augenblick im Leben . . .“

Wo ein Schicksal sich mit immerer Notwendigkeit erfüllt, da kann das Eingreifen Außenstehender vielleicht noch vorübergehenden Wandel herbeiführen, bleibt aber doch ohne Bedeutung und hält nur auf, was kommen muß. In dem Augenblick, als Blechen den Höhepunkt seines Schaffens erreicht hatte, gewannen die krankhaften Veranlagungen zu denen er, sei es durch Erbteil oder Schicksal, neigte, Macht über seinen Lebenswillen. Er begann zu „medizinieren“, beobachtete aufmerksam das Nachlassen der Kräfte, die er früher rücksichtslos eingesetzt hatte, und gab die straff gespannten Fäden künstlerischen Vorwärtstriebs müde aus der Hand. So endete sein meteorhaftes Leben gleich jenen Kathedralen des Mittelalters, deren Ruinen er mit Vorliebe in Bildern und Zeichnungen veranschaulichte. Eine von diesen Zeichnungen unterschrieb er mit einem Vers, der wie ein selbstgewähltes Motto zu seinem frühen Tode annahm:

Es losch geweihter Kerze Schein
Es deckt Moos des Altars Stein
Zertrümmert liegt der heilige Schrein
Die Glocke tönt nicht mehr!

Bei der Bebilderung dieses kurzen Abrisses vom Leben und Schaffen Karl Blechens haben wir uns darauf beschränken müssen, nur solche Werke auszuwählen, die, abgesehen von dem Selbstbildnis, in der Veröffentlichung der Nationalgalerie noch nicht wiedergegeben sind. Die dort vorgelegte Fülle vermittelt dem Leser einen ausgezeichneten Begriff von der ungeheuren Spannweite des schrankenlos über alle künstlerischen Mittel verfügenden Malers. Wie Blechen die Kunst des gesamten 19. Jahrhunderts scharfsinnig vorwählte, erscheinen Vergleiche mit Spitzweg, Menzel, Leibl, Wilhelm Busch und Defregger, ja sogar mit Courbet, van Gogh, Cézanne, Corinth und Sleevogt, wohlverstandenen lediglich im Sinne geistiger Verwandtschaft dieser Späteren, hin und wieder nahezu liegen. An dieser Stelle



Abb. 6. Der Park mit dem ehemaligen Palaisgraben beim Neuen Palais in Potsdam.

war die Wiedergabe von einigen der zahlreichen Darstellungen Berlins und seiner Umgebung vorwiegend gehalten. Blechen, der gelegentlich der „Vater der märkischen Landschaftsmalerei“ genannt wurde, hat, allein und in Begleitung seiner Schüler, viele Wanderungen in die Mark unternommen, deren künstlerischer Niederschlag erhalten blieb. Schon zu Beginn seiner Laufbahn als Maler scheint er verschiedentlich in Eberswalde und in Chorin gewesen zu sein. Das häufige Vorkommen von verfallenen Kirchenruinen gerade in der Frühzeit ist wahrscheinlich auf den starken Eindruck der damals noch nicht instand gesetzten Kloosterruine in Chorin zurückzuführen. Dem Aufenthalt in Eberswalde verdanken wir auch das erste Gemälde einer deutschen Industrielandchaft: Blechen hat der Darstellung des Messing-Walzwerks am Finowkanal mehrere Studien gewidmet; ihr Ergebnis ist das höchst eindrucksvolle kleine Gemälde der Nationalgalerie, das wie kaum ein anderes die sittengeschichtliche Eigenart und die vollkommene Gleichordnung alles Bestehenden in seiner Kunst kennzeichnet (1803).

Im Jahre 1828 malte der Künstler die allgemeinbekannte Darstellung des Semnonenlagers in den Müggelbergen bei Köpenick [603]. Fontane nannte sie ein nach der Seite von Geist und Charakter geschmeicheltes Porträt und wollte damit ausdrücken, daß die Unheimlichkeit des fließenden Licht- und Schattenspiels unter dichten Wolkenzügen den Waldungen am Müggelsee für gewöhnlich nicht eigen sei. Allerdings zeigt die erste als „Original“ bezeichnete Zeichnung Blechens dieselbe Gegend in mittäglicher Ruhe, und nur die abenteuerlichen Umrisse der alten Bäume machen hier, der Wirklichkeit gemäß, einen erregend ungewöhnlichen Eindruck. Nun aber zeigt sich der echte Blechen: er weiß, daß dieses nicht von Dauer ist. Der märkische Himmel bewölkt sich rasch, es folgen Sturm und Unwetter, mit denen die Natur (die Baumformen verraten es) schwer zu kämpfen hat. Es wäre ein Trugschluß, sich hier mit dem Eindruck der Gegenwart zu begnügen. Einmal von dieser losgelöst, schweifen die Gedanken traumwandlerisch zurück in jene Ursprungszeiten, von denen keine überlieferten Quellen, sondern nur noch vereinzelte Waffensunde Zeugnis ablegen, deren Menschen jedoch gewiß sehr ähnliche Ein-

drücke der (um 1828 am Müggelsee noch einsamen und unverdorrbenen) Landschaft gehabt haben. Sich diese Menschen vorzustellen, rauh, phantastisch bekleidet, tierhaft kriegerisch, erweckt gelindes Grauen und ein Gefühl der Geborgenheit zugleich. Wir wissen, wir sind nicht vom Himmel gefallen, einsam verloren der rauen Natur ausgesetzt. Ein Jahrtausend zurück haben Vorfahren auf ihre Art genau so gekämpft wie wir. Andererseits — wenn wir bedenken, wie wenig zurückgeblieben ist von ihrem Leben und Wirken, dann wird uns erschreckend klar, wie klein und bedeutungslos unser eigenes Dasein im Fluß der Ereignisse ist. Nur die stumme Natur bleibt unvergänglich. —

In Potsdam hat Blechen anscheinend ausschließlich in den königlichen Parks gearbeitet; überkommen sind außer der hier abgebildeten, als Zeitdenkmal sehr wichtigen Ansicht der heute abgeänderten Bauten auf dem Ruinenberg, die den Künstler in seiner Vorliebe für Zeugnisse des Vergänglichen wohl besonders reizten (1728, Abb. 3), mehrere Ansichten des Schlosses Sanssouci, die, entgegen allem Herkömmlichen, das Gebäude als historisches Denkmal nicht besonders hervorheben und bis ins einzelne verdeutlichen, sondern lediglich seine Wirkung als Körper innerhalb einer durch schwere Regenwolken in Hell und Dunkel zerrissenen Landschaft herausarbeiten. Auch ein Blick durch den Park auf das Neue Palais (1714) leitet nur schwer an unburdhringlichem Gesträuch im Vordergrund vorbei und erfährt die Umrisse des entfernten Ruppelgebäudes gleichsam traumhaft unter verbangenen Himmel, während bei der hier abgebildeten Parkansicht mit dem (heute zugeschütteten) Palaisgraben, Schwänen und zwei Mädchen im Vordergrund (604, Abb. 6) das Wuchern und Blühen der Landschaft fast vergessen läßt, daß die Gebäude in der Ferne ehemals der Schauplatz strahlender Festlichkeiten waren. So wird erstmalig auf jede Fälschung zugunsten der Persönlichkeit des Erbauers verzichtet. Das oft Unfreundliche, Trübe der märkischen Natur überwiegt schonungslos und macht nicht Halt vor den erhabensten Erinnerungsstätten preussischer Geschichte. Ein halbes Jahrhundert nach dem Tode Friedrichs des Großen hat die Natur in ihrem ständigen Wandel von den Merkmalen seines Geistes nicht mehr viel bestehen lassen. Das Vergängliche alles Lebendigen kann auch hier nicht mehr übersehen werden.

Von besonders kulturgeschichtlicher Bedeutung sind Blechens bekannte Gemälde mit Darstellungen des Innern von dem ehemaligen Palmenhaus auf der Pfaueninsel (1738). Man muß sich vergegenwärtigen, daß Friedrich Wilhelm III. seinen Lieblingsaufenthalt mit erotischen Tieren aller Art sowie Riesen und Zwergen bevölkert hatte⁴⁾ und daß das in Jahre 1828 abgebrannte Palmenhaus (erbaut 1829 bis 1831 von A. F. Schadow nach Plänen von Schinkel) den geistigen Mittelpunkt und zugleich die Krönung dieses ersten (später nach Berlin übergeführten) zoologischen Gartens in Preußen bedeutete, um das Außergewöhnliche des Auftrags ermessen zu können, mit dessen Erfüllung Blechen der Nachwelt die einzigen Wiedergaben des seltsamen Gebäudes übermittelte hat. Die in dem über 200 m langen Glashaus aufgestellten Palmen hatten für die damaligen Besucher etwas abenteuerlich Fremdes, das durch

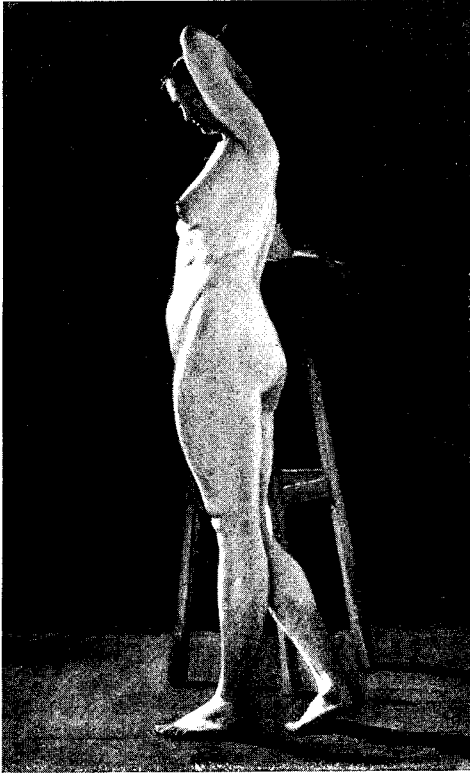


Abb. 7. Aktstudie.
(Nationalgalerie.)

einen dem entsprechenden „maurischen“ Baustil noch unterstrichen wurde. Blechen hat das Feuchtwarme, Unwirkliche mit dem ihm eigenen Sinn für phantastische Atmosphäre märchenhaft gemeistert. Der Gegensatz zwischen dem Nüchternen, Linienhaften der baulichen Einzelheiten und den wildwuchernden Pflanzen ist beklemmend deutlich herausgearbeitet; auf seine Wirkung kam es dem Künstler wahrscheinlich besonders an, und ich halte es für falsch, darin ein Unvermögen sehen zu wollen, wie es gelegentlich geschehen ist. Hier wurde Schauspiel betrieben und, wie immer, reichten die Mittel nicht ganz aus, um eine unbekanntere Wirklichkeit vollkommen vorzutäuschen. Der Eindruck bleibt an das Tatsächliche gebunden; die Odalisten auf einem Tigerfell, die wie Vögel im Käfig wirken, vereinigen in ihrer Erscheinung das Fragwürdige, launenhaft Vergängliche des ganzen Aufbaus. Blechens Vorstudien zu diesen

⁴⁾ Vgl. Poensgen: Die Pfaueninsel. 2. Aufl. Berlin 1940. Darin Angabe des zahlreichen Schrifttums, u. a. von Caesar von der Hülse in dieser Zeitschrift 1930, S. 1 ff. (mit Abb.).

Odalisten zeigen, daß er sie ursprünglich als Aktfiguren (1746) (die stark an Ingres gemahnen) einzufügen gedachte. Das Zugeständnis orientalischer Bekleidung an den königlichen Auftraggeber verstärkt noch die bühnenmäßige Wirkung jener Palmenhausbilder; die ganze Panoramen- und Operetteneinstimmung der Gründerjahre ist darin bereits angedeutet.

Ansichten von Bauten und Teilen der Stadt Berlin sind, abgesehen von den beiden bekannten Ausblicken auf Dächer (1730 und 1731), im Werke Blechens verhältnismäßig selten. Aus der Frühzeit des Künstlers, noch ganz im Stil romantischer Heldenverehrung der Freiheitskriege, stammt eine nächtliche Darstellung des Denkmals auf dem Kreuzberg (177) mit einem Brand (?) im Hintergrund. Von Wiedergaben des Berliner Schlosses, der früheren Müllerstraße, des Gartens vom Verleger Deder in der Wilhelmstraße, die teils gezeichnet, teils gemalt sind, konnten augenblicklich leider keine Abbildungen beigebracht werden. Auch diejenige der sehr reizvollen Ansicht eines Weidenbaums am Neuen See im Tiergarten (1702, Abb. 8) ist nur nach einer schlechtenervielfältigung in einer Zeitschrift angefertigt; doch erschien der Gegenstand aus ortsgeschichtlichen Gründen wichtig genug, um zu diesem Behelf zu greifen. Aus dem Charlottenburger Schlosspark haben sich ein paar Durchblicke (1711) und Ansichten des Mausoleums der Königin Luise erhalten. Mehrere Zeichnungen und Studien zeigen den Buchenwald bei Spandau mit einer Kirche im Hintergrund (1902).

Zahlreich dagegen sind Landschaftsausschnitte der märkischen Umgebung nahe der Hauptstadt. Wir sehen den Künstler selbst mit seinem Hund in einem sandigen Hohlweg (1941) und glauben verschiedene Eindrücke von Seelandschaften, Hügeln, Weitblicken, Landstraßen und vereisten Wegen noch heute oft mit derselben Stärke wie Blechen gehabt zu haben. Dabei vergessen wir leicht, daß es außer ihm keinen Künstler gab und gibt, der eben dieses Einmalig-Märkische in seiner ganzen Herbheit, die sich nur dem Liebhaber erschließt, so selbstverständlich und unübertrefflich erfaßt hat. Einmal Ausgedrücktes wird gern als bekannt hingenommen, aber es ist eben gerade gegenüber der „Märkischen Sandbüchse“ ein seltenes Maß von Wirklichkeitsbejahung und Sinn für die verborgensten Werte der Natur erforderlich, um künstlerische, aus Übernatürliche grenzende Eindrücke zu vermitteln. Blechen hat sich nicht scheut, bei der farbigen Schilderung solcher Eindrücke bunteste, süßlichste und für das heutige Auge fast kitschig wirkende Töne zu verwenden, wenn dadurch das Kennzeichnende eines Sonnenunterganges, einer Mondnacht oder des Absteigens ungewöhnlicher Erscheinungen von einer einförmigen Umgebung herausgebracht werden konnte. Auch hier schonungslose Ehrlichkeit, die zunächst abstoßen mag, auf die Dauer jedoch im Betrachter den nachhaltigsten, der Wahrheit angepaßten Eindruck hinterläßt.

Über die Jugendarbeit Blechens für das Königsstädtische Theater aus den Jahren 1823 bis 1827 ließe sich, abgesehen von der Erwähnung geradezu verblickender Überlegenheit in der Behandlung jedes noch so schwierigen Vorwurfs auch auf diesem Gebiet, erst Näheres sagen, wenn es gelänge festzustellen, welche Aufführungen den jeweiligen Entwürfen zugrunde lagen. Das Vorbild Schinkels ist hier noch stark spürbar; doch kommt Blechens unheimliches Kennzeichnungsvermögen bereits mehrfach zur Geltung, besonders dort, wo nicht eine abenteuerliche, theatralische Gegend, sondern ein alltäglicher Innenraum ohne viel Zutat eine geistige Stimmung bereits lediglich durch sein Dasein widerpiegelt. So erkennen wir den märkischen Landschaftsmaler plötzlich als einen Meister galanter Sittenschilderung des Kokos (453) und bedauern fast, daß der Theaterkunst nicht noch mehr Zeugnisse dieser Art erhalten sind.

Die Bildnisse von Blechens Hand, rasch und großzügig hingeworfen wie die meisten übrigen Arbeiten, sind außerordentlich sprechend, da der Künstler in seiner unbestechlichen Art nur das Wesentliche der Erscheinung festhielt, auch dann, wenn es zum Nachteil des Dargestellten geschah (2118, 2145). Es ist auffallend, daß er figürliche Kompositionen nur selten durchgeführt hat. Blechens Kömmererschaft hätte sie ebenso selbstverständlich gemeistert wie alles andere,

was er anpackte. Seine gelegentlichen Zeichnungen in diesem Sinne, besonders diejenigen aus Italien, sind von klassischer Schönheit. Aber die ausgewogene Ruhe, der innere Frieden dichterischen Vorstellungsvermögens lagen seinem rastlosen Erkenntnistrieb wohl weniger. Er nahm sich nicht die Zeit dazu, und hielt nur das fest, was fliehend, sterblich war (2115, 2116, 2117).

So erscheint denn die kleine, hier abgebildete Aktstudie einer stehenden Frau (295, Abb. 7) als eine der am meisten kennzeichnenden Arbeiten Blechens überhaupt. Wie dieser vom Leben bereits stark verbrauchte Körper, aus Licht und Farbe heraus entwickelt, beinahe grausam deutlich wiedergegeben ist, während der noch jugendlich hübsche Niedermeierkopf mit dem bewußt unpersonlichen Ausdruck des Modells gleichsam in Widerspruch zur anatomischen Sachlichkeit des Organismus zeitlose Ruhe und fast klassisches Ebenmaß birgt, offenbart sich der ganze Zwiespalt, mit dem der

Sommer, Blumen und Frieden: letzte nachsichtige Äußerung eines Wunschtraums, der sich für Blechen nie erfüllte. Sein eigenes Bildnis hat er uns sechsmal hinterlassen (2114 bis 2117, Abb. 1, 740, 2195). Wo nicht bei Kopf- und Brustbildern ein unergründlich forschender Blick durch den Beschauer hindurch das Weite zu suchen scheint, sehen wir einen schlanken, ansehnlichen jungen Mann, der die linke Hand in die Seite stützt oder sich anlehnt, wie um dem zu müder Lässigkeit neigenden Körper Straffheit und Halt zu geben.

Die Personalbeschreibung in seinem italienischen Reisepaß von 1828 lautet:

Größe: 5 Fuß 6 Zoll. Haare: schwarzbraun. Stirn: frei. Augenbrauen: braun. Augen: blau. Nase: stark. Mund: mittel. Bart: braun. Kinn: rund. Gesicht: oval. Gesichtsfarbe: gesund. Statur: groß. Besondere Kennzeichen: ohne.



Abb. 8. Weidenbaum (am Neuen See?) im Tiergarten.
(Privatbesitz.)

Künstler zeitlebens zu ringen hatte und dem er schließlich erlag. Die akademische Aufgabe verpflichtete im vorliegenden Fall allerdings zu möglichst nüchterner Genauigkeit, und es kam hier nicht auf edle Pose oder Abschwächung störender Einzelheiten an. Trotzdem ist die bis an die Grenzen des Überwirklichen getriebene Schärfe der Beobachtung des Verfalls und der Verlagerung der Muskulatur in der romantischen Malerei durchaus ungewöhnlich. Wie vor einer verwitterten Landschaft hob Blechen mit dem nur ihm damals schon eigenen Blick für der Erscheinungen Flucht schicksalsbedingte Unschönheit hervor. Es war ihm unmöglich, dem Idealisierungsbedürfnis seiner Zeit zuliebe die Tatsachen zu übersehen oder zu verfälschen. Andererseits konnte er weder wie Rubens zwei Jahrhunderte vor ihm (bei dessen bekanntem Aktbild der Helene Fourment im Pelz) mit strahlender Selbstverständlichkeit Natürliches dadurch behagen, daß er es durch Ausdruck und Minenspiel als gesund vergegenwärtigte, noch war es ihm bereits gegeben, aus der Häßlichkeit Kraft und geistige Anregung zu ziehen, wie etwa Corinth 70 Jahre später. Er sah das zum Tode führende Leid überall und konnte ihm aus ehrlicher Überzeugung nicht entgehen, mochte der Wunsch, es innerlich beiseite zu schieben, noch so brennend sein.

Kurz vor seiner völligen Annachtung machte er seiner Frau zu ihrem Geburtstag am 7. März 1838 eine Zeichnung zum Geschenk (2183). Sie ist mit rührender Einfachheit wie zur Illustration einer gleichzeitigen Erzählung für ein Kind mit wenigen Strichen angedeutet. Vor einem kleinen südlichen Landhaus sitzen in einer Baumallee ein Mann und eine Frau an einem runden Tisch und genießen

Berliner Philhellenen.

Ein Beitrag zur Sippenforschung.

Von Max Kehrigh-Korn, Berlin-Köpenick.

Die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1941 in Griechenland veranlassen uns, einen Blick rückwärts in die Geschichte zu tun: in die sogenannte Philhellenezeit, um festzustellen, inwieweit Berlin und Berliner unmittelbaren Anteil daran hatten.

Im Jahre 1821 erhob sich das griechische Volk, um sich von der türkischen Herrschaft zu befreien, unter die es 1453 gekommen war. Nicht nur in den gebildeten Kreisen der maßgebenden europäischen Völker regte sich eine tiefe Teilnahme für die Nachkommen der alten Hellenen, weil man diesen die Grundlagen der eigenen Bildung verdankte und jenem christlichen Volke die Unabhängigkeit vom Halbmonde wünschte, sondern auch alle anderen Schichten waren mit dem Herzen bei der griechischen Sache.

Man schloß sich allerorten zu Griechenvereinen zusammen, um durch geldliche Unterstützung die Glaubensbrüder zu unterstützen. Nach den Aufrufen der Professoren Krug in Leipzig, Thiersch in München, des Majors Danenberg in Hamburg und des Freiherrn von Dalberg in Altschaffenburg strömten Hunderte deutscher Jünglinge und Männer, darunter etwa 140 Offiziere, aus allen Gauen herbei, um tätigen Anteil an dem griechischen Befreiungskampfe zu nehmen. Hatte man bis dahin alle Freunde klassischer Bildung als Philhellenen bezeichnet, so ging dieser Begriff nun fast ganz auf die für die griechische Sache sich persönlich einsetzenden Kämpfer über.

Da Österreich es nicht mit der Türkei verderben wollte und den Hafen von Triest für die Ausfahrt von Schiffen mit Freiwilligen nach Griechenland gesperrt hatte, blieb diesen nichts anderes übrig, als die Reise von Marseille aus anzutreten. Von dort gingen in der Zeit von Ende 1821 bis Ende 1822 neun Schiffe mit etwa 330 europäischen, vorwiegend deutschen Philhellenen ab (des einen Engländer's sei dabei nicht vergessen!); auch einige Griechen gesellten sich hinzu.

Wir wußten bisher nur zahlenmäßig von dem Anteil der Deutschen an jenem Kampfe; der verstorbene Leipziger Universitätsprofessor Karl Dieterich zählte in seiner Schrift „Deutsche Philhellenen in Griechenland 1821 bis 1822, Auswahl aus ihren Tagebüchern“ (Historisch-literarische Schriftenreihe der Deutsch-Griechischen Gesellschaft, Heft 4. Hamburg 1929. In Kommission bei Friederichsen, de Gruyter & Co.): 62 Preußen, 30 Hessen-Nassauer, 26 Württemberger, 25 Bayern, 14 Sachsen, 13 Hamburger, je 10 Mecklenburger und Badener, 7 Hannoverer, 5 Holsteiner, also rund 200 Deutsche; es sind deren aber gemäß neueren Forschungen erheblich mehr gewesen.

Es ist das bleibende Verdienst des am 9. 4. 1856 in Meschede/Westf. geborenen und am 26. 2. 1940 in Neu-Phaleron bei Athen verstorbenen Dr. Wilhelm Barth, alle ihm in Griechenland erreichbar gewesen Quellen nach den einzelnen Deutschen durchforscht zu haben, die seit 1800 längere oder kürzere Zeit in Hellas weilten und wirkten. Damit hat der unermüdete Geschichtsschreiber des Deutschtums in Griechenland nicht nur zahlenmäßig fast alle Deutschen erfaßt, sondern auch alle Einzelheiten zusammengetragen, die sich ihm in fast sechzigjähriger Anwesenheit in Griechenland für unsere Landsleute urkundlich und sonstwie boten. Freilich mußte nach Zeit und Art des Entstehens seines umfangreichen Werkes!) die familien- und sippenkundliche Seite viel Wünsche offen lassen, die von der Forschung noch zu erfüllen sind. Ich habe mich dieser Aufgabe im Einverständnis mit dem mir befreundet gewesenen Verfasser unterzogen und manche Lücke in seinen Angaben schließen können.

Am kniffligsten, aber auch am reizvollsten, ist diese Aufgabe bei den Philhellenen gewesen, von deren Abstammung und Lebenslauf wir nicht viel wußten. Es ist mir bisher meist durch Beschaffung der Urkunden gelungen, Licht in die Lebensgänge vieler deutscher Mitkämpfer zu bringen. Um die Erforschung der Mecklenburger Philhellenen hat sich der greise Hofrat Dr. Hans Sachs in Neustrelitz († ebd. 6. 4. 1941) verdient gemacht¹⁾, und 1940 hat Dr. Bernard Bonderlage seine Schrift „Hamburger Philhellenen“ veröffentlicht (Verlag Gerstung & Lehmann, Göttingen; Schriftenreihe der Deutsch-Griechischen Gesellschaft, Heft 6).

Es scheint uns an der Zeit zu sein, einen öffentlich gedrückten Wunsch des Vorsitzenden der Deutsch-Griechischen Gesellschaft, Prof. Dr. E. Ziebarth, Göttingen, zu erfüllen und auch der Berliner Philhellenen zu gedenken.

Den Major Dannenberg hat man bisher für einen Hamburger gehalten. Dr. Bonderlage entdeckte in der Hamburger Stadtbibliothek ein der Philhellensforschung unbekannt gewesenes Buch Dannenbergs: „Harmlose Betrachtungen, gesammelt auf einer Reise von Hamburg nach Griechenland, Konstantinopel und dem Schwarzen Meer im Jahre 1822“ (Hamburg 1823). Aus dieser Schrift geht hervor, daß Dannenberg gebürtiger Berliner war. In entgegenkommender Weise hat mir die Kirchenbuchstelle Alt-Berlin in den Fragen der Berliner Philhellenen bereitwillig, schnell und gründlich geholfen; ihr sei auch hier verbindlich gedankt.

Dannenberg, Carl Wilhelm, geb. 28. 6. 1791, get. 3. 7. 1791, Taufregister der Petrikirche, Jahrg. 1791, S. 25.

¹⁾ „Deutsches Leben und Wirken in Griechenland“, ergänzt und bearbeitet von Max Kehrle-Rorn. Schriftenreihe zur Wanderungsforschung und Sippenkunde des Deutschen Auslands-Instituts Stuttgart. Der 1. Band „Die Philhellennzeit (1800 bis 1831)“ soll 1943 erscheinen.

²⁾ „Mecklenburger Philhellenen“: Rostocker Anzeiger Nr. 191 vom 16. 8. 1936.

Eltern: Carl Wilhelm D., Bürger und Weißgerbermeister; Dorothea Wilhelmine geb. Weyland. Ich ergänze: D. wurde am 3. 5. 1815 Premierleutnant im Hamburger Hanseaten-Bataillon und nahm am 3. 9. 1821 seinen Abschied mit dem Range eines Rittmeisters; er „war während seiner ganzen Dienstzeit Platz-Adjutant“ (Quelle: Geschichte des Hamburgischen Contingents von seinem Stiftungstage 1814 bis zu seiner Auflösung 1867. Von Hauptmann Moritz Mayer. Hamburg 1874. Deutsche Heeresbücherei, Berlin: Pl. 1580). D. fuhr mit anderen Philhellenen auf der „Duchesse d'Angoulême“ nach Griechenland (Abfahrt von Marseille am 29. 4. 1822, Ankunft in Navarino am 23. 5.). Bitterlich unbefriedigt von den Zuständen dort, kehrte er im August desselben Jahres über Smyrna, Konstantinopel, Odessa nach Deutschland zurück. In Berlin hielt er sich nur kurze Zeit auf, weil es ihn nach seiner „zweiten Heimat“, Hamburg, zog. Wahrscheinlich ist er dort gestorben (Mitteilung hierüber erwünscht). D. traf auf der Rückreise in Konstantinopel mit seinem Landsmann, dem Unteroffizier Karl Emil Rosenstiel zusammen, der sich ebenfalls auf der Heimfahrt von Griechenland befand. R. wurde in Odessa sehr krank und berichtet in seinem „Tagebuch eines Griechenfreundes“ (Liegnitz 1824; Universitätsbibliothek Breslau: H. graec. I Oct. 391), daß Dannenberg ein volles Vierteljahr bei ihm blieb und ihn bis zur völligen Befundung pflegte. Dann traten sie gemeinsam die Weiterreise an.

Rosenstiel war am 29. 12. 1796 geboren und am 16. 1. 1797 in der Friedrichswerderschen Kirche getauft worden (Taufregister 1797/804/21). Sein Vater war der Geheime Oberberggrat Friedrich Philipp R., seine Mutter: Louise Elisabeth geb. Weder. R. fuhr am 9. 1. 1822 von Marseille mit der „St. Marie“ nach Griechenland, die am 21. 1. Navarino anlief. Bei einem der Kämpfe trug er einen Armschuß davon. Nach üblen Erfahrungen mit den Griechen wandte er ihrem Lande den Rücken; er hatte z. B. selbst als Verwundeter große Mühe, auch nur einen Teil seines Goldes zu erhalten. Er veröffentlichte übrigens sein „Tagebuch“ unter dem Verfasseramen Neliſter o s. Prof. Dieterich entdeckte, daß dieser griechisch klingende Name ein Buchstabenrätsel ist. Es sind die anders angeordneten Buchstaben von „Rosenstiel“!

Ein Reisegefährte Rosenstiels war Dr. Franz Lieber, der an verschiedenen Kämpfen des Jahres 1822 teilnahm. Auch er konnte sich mit den griechischen Verhältnissen nicht abfinden und ging nach dreimonatiger Anwesenheit in Hellas nach Rom, wo er im Hause des preußischen Gesandten und Geschichtsforschers Liebuhr freundliche Aufnahme fand und, von ihm angeregt, seine griechischen Erfahrungen veröffentlichte: Tagebuch meines Aufenthaltes in Griechenland während der Monate Januar, Februar, März im Jahre 1822, Lpz. 1825 (Staatsbibliothek Berlin: U 4977 und Univ.-Bibl. Leipzig: Hist. Neogr. 381 h).

Liebers Leben war sehr bewegt. Zunächst wurde er — zweimal geboren: nach Angabe seines Lebensbeschreibers Franz von Holken dorff (Franz Lieber. Aus den Denkwürdigkeiten eines Deutsch-Amerikaners, 1800 bis 1872, Berlin und Stuttgart 1885) am 18. 3. 1800, aber nach der (wohl zuverlässigeren) Auskunft der Kirchenbuchstelle Alt-Berlin: am 8. 4. 1798, getauft 15. 4. (Taufregister der Petrikirche 1798, S. 151). Seine Eltern waren der Kaufmann Friedrich Wilhelm L. und Charlotte Barbara geb. Baur. L. nahm als fünfzehnjähriger Freiwilliger an dem Befreiungskampfe gegen Napoleon teil und wurde in der Schlacht bei Ligny verwundet. Nach seiner Rückkehr aus dem Felde besuchte er das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, wurde ein begeisterter Anhänger des Turnvaters Jahn und mit ihm wegen „demagogischer Umtriebe“ im Juli 1819 verhaftet. Aus der Festungshaft entlassen, studierte er an verschiedenen Universitäten und erwarb 1820 in Jena den Doktorgrad. Wiederholte Verhaftungen nach seiner Heimkehr aus Griechenland und Rom verleiteten ihn wie vielen anderen aufrechten Männern den Aufenthalt in Preußen; er flüchtete im Mai 1826 über England nach Amerika, wo er seine Gaben entfalten konnte. Er starb am 2. 10. 1872 in New York als Professor der Ge-

sichte und der politischen Wissenschaften am Columbia-College. Einige Male weilte er in Deutschland und wurde am 23. 7. 1844 in Berlin von Friedrich Wilhelm IV. empfangen, der ihm seine Flucht verzieh und versuchte, ihn für eine Staatsstellung zu gewinnen. L. konnte sich dazu nicht entschließen, weil ihn, wie er später bekannte, die preussische Geheimratslaufbahn nicht reizte. So kamen auch die Kräfte dieses bedeutenden Mannes einem fremden Lande und Volke zugute³⁾.

In Korinth wurde am 18. 5. 1822 aus den ausländischen Mitkämpfern das Philhellenenbataillon gebildet, dem vorwiegend Deutsche angehörten. Der Stabsarzt dieses Truppenteils, Daniel Elster, ein Vorfahre des bekannten Berliner Schriftstellers Hanns Martin Elster, gibt die Stärke des Bataillons mit 180 Mann an. In der Schlacht bei Peta am 16. 7. 1822 wurde es aufgerieben, verlor von dem griechischen Kapitänos Gogos Bakolas, Häuptling der athamanischen Armatolis⁴⁾.

Von dem Fahnenträger des Philhellenenbataillons, Oberleutnant Friedrich Wilhelm Teichmann aus Berlin, der die Fahne des Bataillons bis zuletzt tapfer verteidigte, heißt es im 4. Bande S. 66 der „Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands“ von F. C. H. L. Pouqueville (in der Übersetzung von Christian Niemeyer, Halberstadt 1827): „Und wie eine Fackel, ehe sie erlischt, noch einmal hoch aufstammt, strahlt der Preuze Teichmann, der die Fahne des unsterblichen Zeichens der Wiedergeburt trug, aus dem Gefühmel hervor. Schon tödlich verwundet, rafft er noch ein Bajonett auf, tötet einen Reiter, der eben nach ihm greift, um ihn auszuplündern, senkt dann das Haupt auf die Brust und verschied, und der letzte Hauch seiner bleichen Lippen ist der Name seiner lieben Vaterstadt — Berlin.“

Teichmann war am 29. 5. 1798 in Berlin in der Hirten-gasse geboren und am 3. 6. getauft worden. Vater: Johann Gottlieb T., Raschmacher⁵⁾; Mutter: Maria Louise geb. Wasmus (Taufregister der Georgenkirche, Jahrg. 1798/727/292). Wann und mit welchem Schiff T. nach Griechenland gekommen war, hat sich nicht feststellen lassen.

In Salamis starb (wohl 1823) ein Wilhelm Weigel, der aus Berlin stammen soll und mit der Deutschen Legion am 6. 12. 1822 (Schiff „Scipio“) in Hydra gelandet war. Da ein anderer Weigel in den Berliner Taufregistern jener Zeit nicht verzeichnet ist, so handelt es sich wahrscheinlich um den am 20. 12. 1787 geborenen und am 26. 12. getauften Wilhelm Daniel W. (Taufregister der Jerusalemer Kirche 1787/348/27). Vater: Bäcker, Weiß- und Loosbäcker⁶⁾ Daniel Gottfried W.; Mutter: Dorothea Elisabeth geb. Schmidt⁷⁾.

³⁾ In der Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Berlins — Heft 4/1936 — hat Richard Knoblauch in einem fesselnden Aufsatz „175 Jahre Knoblauch'sches Haus“ auch der Person Franz Liebers gedacht, so daß wir hier gern empfehlend auf das dort Gesagte hinweisen.

⁴⁾ Armatolen: nordgriechische Freischaren, deren Ursprung auf die Bürgerkriege des 14. Jahrhunderts zurückgeführt wird. Von den Türken wurden sie — als nicht zu bändigen — als Landgardarmie eingesetzt. Ihre Kapitäne, die Pallikare, hatten für die Sicherheit der Landstraßen zu sorgen. Seit Ende des 17. Jahrhunderts führten sie aber mit den von ihnen zu beaufsichtigenden Klephten (= Räubern, griechischen Freischaren, die in ständigem Kampf mit den Türken lagen) gemeinsamen Kampf gegen den Halbmond, so daß diese beiden Gruppen den Kern der griechischen Truppen bildeten; denn bis zum Jahre 1833, dem Beginn geordneter Zustände in Griechenland unter König Otto I., konnte von einem griechischen Heere im europäischen Sinne nicht gesprochen werden.

⁵⁾ Raschmacher = Verfertiger von Rasch, einem leichten Wollgewebe, genannt nach der Stadt Arras.

⁶⁾ Loosbäcker = Feinbäcker, der Weizengebäck herstellt (siehe „Alle deutsche Berufsnamen und ihre Bedeutung“ von Erich Wassmannsdorff. Verlag C. U. Starke, Görlitz).

⁷⁾ Im Allgemeinen Adreßbuch für Berlin 1820—1823 ist Gottfried Daniel Weigel als Bäcker, Rentier und Eigen-

Haben wir hier den Nachkommen jener Berliner Philhellenen Näheres über ihre Vorfahren mitteilen können, so bitten wir alle diejenigen Familien, die von einem ihrer Ahnen wissen, daß er Philhellene war, das ihnen Bekannte dem Verfasser dieses Aufsatzes mitzuteilen (Berlin-Röpenick, Langerhansstraße 8, Ruf: 64 28 65), damit die Kartei der Philhellenen ergänzt werden und den Familien das bisher Erforschte bekanntgegeben werden kann. Überhaupt sind alle Nachrichten über jene Deutschen — ob Berliner oder nicht — willkommen.

Es sei hier noch zweier Fälle gedacht: als Ende 1822 die Philhellenen Gottfried Müller (gebürtig aus Burgellern in Bayern) und Wilhelm Dunke (aus Bremen) in Hydra schwerkrank daniederlagen (Dunke starb dort), wurden sie von einem Deutschen namens Franz und seiner Frau gepflegt, in deren Hause sie untergekommen waren. Dieser Franz lebte in bitterster Armut als Juwelier in Hydra, wohin er um das Jahr 1817 verschlagen worden war. Er erzählte gelegentlich den beiden Landsleuten, er sei der Sohn eines Berliner „Rates“ und habe wegen seines leichten Lebenswandels die Heimat verlassen müssen. Nach Auskunft der Kirchenbuchstelle Alt-Berlin sind in den Registern von 1770 bis 1800 ein „Rat“ Franz und Nachkommen nicht verzeichnet. Vielleicht können Träger des Namens Franz oder Familien, die mit ihr verwandt sind, Auskunft geben. Der Genannte mag in den damaligen Kriegswirren ein bitteres Ende gefunden haben. Wahrscheinlich ist aber „Franz“ der Vorname gewesen, denn der Neugriecher redet den Fremden mit dessen Vornamen an und setzt diesem die Bezeichnung „Herr“ voran. Dem freilich ist jedes Forschen unmöglich.

Dunkel ist auch der Lebensbeginn eines in Griechenland in hoher Stellung verstorbenen Philhellenen namens Kolbe, der der Sohn eines protestantischen Geistlichen in Berlin gewesen sein soll. Seine Vornamen waren Alexander Ludwiga. Er ist 1860 in Poros als Rechnungsdirektor der griechischen Flotte gestorben und dort in der Nähe des damaligen Marinearsenals beerdigt worden. Er war Artillerieoffizier, hatte an den Befreiungskriegen gegen Napoleon teilgenommen und war bei Waterloo verwundet worden. Nach den Auskünften der Kirchenbuchstelle Alt-Berlin und des Ministeriums für die kirchlichen Angelegenheiten ist aber ein Pfarrer Kolbe in der Zeit um 1800 in Berlin nicht im Amt gewesen. Vielleicht ist die Angabe des Berufes unrichtig. Träger des Namens Kolbe oder Forscher dieser Familien werden um Nachrichten gebeten, weil der Genannte ein Mann war, der den deutschen Namen in Griechenland zu großen Ehren gebracht hat; z. B. ist die von ihm geschaffene Art des Verrechnungswesens für die griechische Flotte nachweislich bis mindestens 1884 beibehalten worden.

Die verhängnisvolle Landpartie in den Grunewald oder die Feuersbrunst in Wilmersdorf im Jahre 1672.

(Nach alten Nachrichten erzählt.)

Von Dr. Hans Jahn.

Acht Tage vor Johanni des Jahres 1672, an einem Sonntagnachmittag, kam eine lustige Gesellschaft in drei Wagen aus dem Grunewald, der sich damals noch bis zum Anfang des Dorfes Wilmersdorf erstreckte, in das genannte Dorf. Es war ein heißer Junitag; schon seit langer Zeit hatte hochsommerliches Wetter geherrscht, und eine große Trockenheit hatte sich eingestellt. Drei Männer mit ihren Frauen hatten den schönen Sommertag zu einer Fahrt in den Grunewald benutzt — es ist die erste Grunewaldpartie, die sich nachweisen läßt — und den Vormittag veranlagt in dem „grünen Walde“ verbracht. Sie hatten sich nicht nur

tümer, Münzstr. 27, im Allgemeinen Wohnungs-Anzeiger für die Jahre 1824 und 1825 als Rentier, Friedrichstr. 13, verzeichnet.

mit Essen versehen, sondern auch reichlich Getränke alkoholischer Art mitgenommen, wie sich das für eine Landpartie gehörte. Die Ausflügler waren Bürger aus dem Friedrichswerder, der von dem Großen Kurfürsten neuangelegten Stadt vor Berlin-Cölln: der holländische Wallmurer Berndt Andres, der holländische Schuster Libbert Gerhart und der Berliner Samtmacher Michel Buhder, dazu ihre Frauen, von denen die eine als „die dicke Holländische“ bezeichnet wird, mit einem Jungen.

In Wilmersdorf führen sie vor das Gehöft des Bauern Jürgen Brandt, um dort Raft zu machen. Bei Brandt scheinen öfter Ausflügler eingekehrt zu sein. Die Fremden stiegen von den Wagen, setzten sich erst vor die Haustür, gingen aber dann auf den Hof in eine „Lobe“ (Laube), die vor dem Bauernhaus stand und infolge der Hitze schon ganz trocken und dürr geworden war. Dort verzehrten sie die mitgebrachten Vorräte an Essen und Trinken. Dann verlangten sie noch ein Gericht Krebse. Aber der Bauer Martin Nische, der zur Zeit auf dem Wilmersdorfer See sein Fischerzeug aufhängte, ließ sagen, er könne ihnen kein Gericht geben. Die lustige Gesellschaft ließ sich dadurch nicht in ihrem Vergnügen stören und vergnügte sich auf ihre Weise. Ihre Bezechtheit muß sehr stark gewesen sein; denn Jürgen Brandt sagte später, diese Leute, sowohl Weiber als Männer, hätten trefflich „schandieret“ (ungehörige Reden geführt). Er habe sein Leben lang viel Leute gehabt, allein solche nicht, die „so schandieret und säuische Worte geredet“. Als die Gäste sich gestärkt hatten, wollten sie Tabak schmauchen, deswegen fragten sie die Wirtin, Katharina Rohrbeck, Jürgen Brandts Ehefrau, ob sie Feuer auf dem Herd habe. Die Bäuerin scharrte in der Asche und fand darin einige „Kölichens“, muß aber dann Bedenken gehabt haben, mit den glühenden Kohlen in die trockene Laube zu gehen; aber als sie ein Licht „angestochen“ hatte, brachte sie es den Leuten heraus. Jedoch die „Kompanie“ wollte das Licht nicht haben, besonders die dicke Holländische wies es mit den Worten zurück: „Ey, Mutter, es tut Ihnen wohl um eine Kohle (habt euch nicht um eine Kohle); nehmt nur das Licht wieder weg!“ Katharina Brandt erfüllte den Wunsch und löschte das Licht aus.

Während die Fremden Tabak „tranken“, mußte der beliebteste Junge von dem Herd des Bauernhauses glühende Kohlen auf einer Gabel oder einem Messer den Rauchenden zutragen. Die Bäuerin hielt sich unterdessen im Hause auf, wahrscheinlich in der Küche, von wo aus sie die lärmende Gesellschaft beobachten konnte, während ihr Mann mit seinem Knecht Hans Schulze und zwei anderen Wilmersdorfer Knechten, Martin Lomme und Jacob Rübne, in seiner Stube saß und Bier trank. Brandt als der Wirt, so erzählte später Rübne, sei ab und zu geangogen, die drei Knechte dagegen seien immer sitzengeblieben. Bald darauf führen die Stadtleute vom Hof weg. Sie waren noch nicht aus dem Dorf und aus der Feldmark heraus, sondern hatten kaum das neben Brandts Gehöft liegende Rittergut mit seiner Schäferei passiert, als es nach dem Bericht von Jacob Rübne plötzlich zu „hulbern“ anfieng. Rübne machte zu den anderen Knechten die Bemerkung, wenn das Feuer auf dem Herd so buldert (hullert), würden gewiß noch mehr Gäste kommen. Da kam die Bäuerin entsetzt in die Stube herein-gestürzt mit dem Rufe: „Vater, Vater, kommt doch heraus! Kinder, was sitzt ihr da! Rettet und helft löschen! Feuer, Feuer! In unserer Löbe ist Feuer.“ Alle vier, der Bauer mit den drei Knechten, sprangen aechwind aus dem Hause. Aber Hilfe war nicht mehr möglich. Die Laube stand in hellen Flammen, und von dort war das Feuer schon an das Dach gekommen so schnell wie Pulver. Die Dorfleute sagten, weil damals alles so trocken gewesen, sei das Feuer wie eine Kake gelaufen. Auch Martin Nische, der auf dem See sich aufhielt, hatte über das Wasser hinüber das Buldern gehört und bei sich gedacht: „Hilf, lieber Gott, es wird gewiß ein Gewitter aufsteigen.“ Als es aber noch heftiger zu knattern anfieng, ist Nische gar bange dabei geworden, sofort zu seinem Gehöft gelaufen und hat die Nachbarn zusammengerufen. Ehe er aber von Brandts Hof hinunter-gekommen war, mußte Nische zu seiner Betrübnis feststellen, daß auch sein Haus von hinten zu brennen anfieng.

Fünf Bauernhöfe, das Rittergut mit der Schäferei und die Pfarre fielen dem Brande zum Opfer. Am Abend war er noch nicht gelöscht. Daher machten sich von Berlin der Schreiber des Amtes Mühlenhoff, Andreas Wilke, und der Kornschreiber Gottfried Prillwitz auf den Weg, um wegen des Brandes „gute Anstalten“ zu treffen und zusammen mit dem Wilmersdorfer Pfarrer Gottfried Gerlach die nötigen Untersuchungen zu machen. Bei diesen Nachforschungen glaubte man, in dem abgebrannten Gehöft des Bauern Brandt in der Nähe der Laube eine Lunte gefunden zu haben. Aber Genaueres konnte nicht erwiesen werden. Daher wurde der Hoffiskal Rehwalb am 3. 9. 1672 beauftragt, zusammen mit dem Amtsschreiber Wilke über den Brand genau zu berichten. Aus ihrem Schreiben geht hervor, daß die Ausflügler große Schuld an dem Feuerschaden hatten; denn sie seien „vollberäuschet“ aus dem Grunewald nach Wilmersdorf gekommen und hätten in der dünnen Laube „geschmauchet“ und, was als erschwerend hinzukam, das ihnen „von der Bäuerin präferierte Licht zurückgewiesen“, dagegen durch den Jungen aus dem Hause glühende Kohlen auf Messern und Gabeln holen lassen, „da dann gar leichte eine Kohle abfallen und sich in dem trockenen Reis verbergen können“. Dadurch sei der Brand entstanden, so daß kein Retten möglich gewesen sei. Sehr verdächtig machte sich der Wallmurer Berndt Andres. Bei einer späteren Zusammenkunft suchte er den Bauer Brandt mit zwei Groschen zu bestechen, nachdem der Geschädigte dem Wallmurer mehrfach geklagt, daß er keine Mittel habe, sein Haus wieder aufzubauen. Immer wieder hat der Geschädigte bei der Besprechung dem Andres zugerufen: „Ihr, Mann, Ihr, Mann, Ihr habt mich zu einem armen Manne gemacht.“ Darauf entgegnete ihm Andres, er habe nicht in, sondern vor der Laube gesessen, könne also den Brand nicht verursacht haben. Im Verhör verwickelte sich die Bäuerin in Widersprüche. So schließt die amtliche Untersuchung mit dem Bemerkten, diese Leute mögen „korrumpiert“ (bestochen) sein und wollen die Wahrheit nicht herauslagern. Am 2. 10. wurden die Zeugen verhört und den Angeklagten die Klageschrift zugesandt. Sie erbaten den Berliner Advokaten Predmeyer zu ihrem Verteidiger. Weiteres hören wir über die Prozesfsache nicht; wahrscheinlich konnte die Schuldfrage nicht geklärt werden, so daß wir nicht wissen, welches Schicksal den fideleu, leichtsinnigen Ausflüglern zuteil geworden ist.

Schlimm erging es den fünf abgebrannten Bauern, der Rittergutsbesitzerin und dem Pfarrer. Erst 1682 sind Brandts und Nisches Gehöfte wieder aufgebaut; über die andern erfahren wir nichts. Sehr hart betroffen wurde die Besitzerin des Ritterhofes, Anna Hedwig von Wilmersdorf, geborene von Zabeltitz, die Witwe des 1653 verstorbenen Henning von Wilmersdorf. Die fast 70jährige Frau hatte seit dem Tode ihres Eheherrn ein recht kümmerliches Leben geführt; nur der Gnade des Großen Kurfürsten hatte sie es zu danken, daß sie nach Hennings Tode auf dem Gute auf Lebenszeit bleiben durfte, obwohl der Junker ohne männlichen Lehnserben verstorben war. Am so schlimmer traf sie der Brandverlust. Der ganze Hof mit Scheunen und Ställen samt der Schäferei war vernichtet. Nichts hatte sie retten können, weil sie, abwesend von Wilmersdorf, sich auf einer Reise befand. Fast ein Jahr lang mußte sie bei einem ihrer Bauern in Wilmersdorf elend und ärmlich, wie sie im Frühjahr 1673 dem Großen Kurfürsten in einem Bittbriefe klagte, Unterschlupf suchen und sich jämmerlich behelfen. Gern hätte sie sich ein Häuschen mit Stall und Scheune aufgebaut; aber ihre Armut war so groß, daß sie nicht dazu kommen konnte. In Anbetracht ihres Alters, ihrer Leibeschwachheit und daß sie mit einem Fuß im Grabe stände, bat sie den Landesherren flehentlich um Unterstützung, damit sie den Rest ihres Lebens mit Ruhe und Lebensnotdurft verbringen könne. „Ich lebe“, so schließt ihr Schreiben, „der gänzlichen Hoffnung, daß kurfürstliche Durchlaucht von mir armen alten Wittiben ihre Hohe Gnaden Hand nicht abwenden, sondern meine Bitte erhören werden.“ Die Witwe von Wilmersdorf hat trotz allem das Gut nicht wieder in Stand bringen können. Nach ihrem wohl 1673 erfolgten Tode fiel der Ritterfiß an den Kurfürsten, der

seinen Amtskammerschreiber Christoph Christian und den Mühlenhoffischen Kornschreiber Gottfried Prellwitz mit dem Gute belehnte. Gottfried Gerlach, 1665 zum Pfarrer in Wilmersdorf und Lüchow berufen, wurde durch die Feuersbrunst obdachlos und mußte in Berlin Wohnung nehmen, wahrscheinlich in der Familie seiner Frau Elisabeth Friße, der Tochter des Berliner Fleischhauers Meister Jacob Friße. Dort traf ihn im November 1672 ein harter Schicksalschlag: es starben ihm seine Frau und sein Söhnchen. Beide ließ er in aller Stille auf dem Marienkirchhof beisetzen. Wie das Kirchenbuch bemerkt, bekam er alles vom Herrn Probst frei, weil er dazumal abgebrannt. Wahrscheinlich hatte sich die Frau unter den Folgen ihres Unglücks eine schwere Krankheit zugezogen.

So verursachte die vergnügte Sommersonntagsfahrt in den Grunewald im Juni 1672 viel Kummer und Herzeleid.

Quellen:

1. Preuß. Geh. Staatsarchiv. Rep. 62 Nr. 244, Alten betr. Wilmersdorf.
2. Stadtarchiv Berlin: Grund: Wedding: Pacht- und Pflanzbesachen Nr. 2. Daß das Stück über Wilmersdorf bei den Weddingen liegt, ist so zu erklären, daß Wilmersdorf und Wedding eine Zeitlang zusammen verpachtet gewesen sind.
3. Aus Privatbesitz: Ein Altentstück über das Schicksal des Ritterguts Wilmersdorf aus der Zeit von 1672/73 (ohne Jahr und Datum). Eine Abschrift dieses Stückes hat mir Herr Studienrat Dr. Hans Granzow in Berlin-Wilmersdorf in freundschaftlicher Weise zur Verfügung gestellt. Dafür spreche ich Herrn Dr. Granzow meinen herzlichsten Dank aus.
4. Kirchenbuch der Marienkirche-Berlin (Totenregister).

Bücherschau.

Die Blätter des Rose-Theaters. Herausgegeben von Paul Rose. Erster Band. 1940/41. Max Beck Verlag, Leipzig. 172 S.

Im Jahre 1906 übernahm Bernhard Rose die Bühne in der Großen Frankfurter Straße, die, 1877 als „Ostend-Theater“ begründet, seitdem unter oft wechselnden Namen und Direktionen trotz mancher Erfolge nie recht auf einen grünen Zweig hatte kommen können. Damit begann der Aufstieg dieser Berliner Kunststätte im Berliner Osten. Er ist im wesentlichen der Familie Rose zu danken. Nach dem Tode des Vaters übernahmen 1927 die drei Söhne Paul, Hans und Willi Rose gemeinsam die Leitung, seit 1939 Paul Rose allein. Mit den drei Brüdern stehen ihre Gattinnen Traute, Loni und Ilse Rose auf den Brettern, so daß heute sechs Roses die Theaterfamilie bilden. Dank der wagemutigen Vielseitigkeit des Spielplans und den guten schauspielerischen Leistungen ist das Rose-Theater immer mehr zu einer der beliebtesten Bühnen geworden, und längst ist die Zeit vorbei, wo es in den Theaterberichten der Presse als Vorstadttheater etwas überlegen und steinmütterlich behandelt wurde. „Es wird auf dieser Bühne“, so schreibt kein Geringerer als Gerhart Hauptmann, „redlich, ernst und mit erstaunlichem Talent gearbeitet, und zwar für ein Publikum, das mit echter und warmer Empfänglichkeit, ja dankbarer Hingebung ihre Gaben empfängt. Hier herrscht guter, alter Theatergeist und echter Theaterstimm sowohl hinter dem Vorhang als im Zuschauerraum, und wenn sich der Vorhang gehoben hat, so entsteht jene Einheit und Einigkeit, um derenwillen wir das Theater lieben — jenes gemeinsame Sein, in dem sich die Seelen so gerne baden, um verjüngt und erneuert daraus hervorzugehen.“ Und in Vera Harteggs „Roman einer Schauspielerin“, in dem an das (freilich nicht mit Namen genannte) Rose-Theater gedacht ist, heißt es einmal: „Es scheint Barbara das dankbarste Publikum, das sie je sah.“

Die hier angezeigte Hauszeitschrift soll nun, wie es in Paul Roses Vorwort heißt, „die Bindung zwischen unseren Freunden und unserem Theater immer fester, den Zusammenhang zwischen Zuschauerraum und Bühne immer enger werden lassen.“ Wenn das überhaupt noch möglich ist, so werden die „Blätter“ dieses Ziel gewiß erreichen. „Von den Dichtern und ihren vorgeschrittenen Werken, von der Zeit, in der diese Werke entstanden, und von der Bedeutung, die sie für unsere Gegenwart haben, aber auch von den Absichten der künstlerischen Leitung und von den Darstellern, die sie einsehen kann, sollen diese „Blätter des Rose-Theaters“ berichten.“ Diese Absicht erfüllt der vorliegende erste Band mit seinen zahlreichen und mit einer Fülle guter Bilder geschnittenen Beiträgen in vorbildlicher Weise. Neben den Aufsätzen und Bildern, die sich an den laufenden Spielplan und das gegenwärtige Ensemble anknüpfen, finden wir solche, die sich mit Leistungen früherer Jahre und der Vergangenheit des Rose-Theaters beschäftigen, sowie manche allgemeinen und grundsätzlichen Betrachtungen über Dinge des Theaters überhaupt. Aus der Fülle des Inhalts einzelnes herauszugreifen, muß ich mir versagen. Jeder Leser wird hier etwas finden, was ihn besonders anspricht. Gegenwart und Ver-

gangenheit kommen in Wort und Bild in gleichem Maße zu ihrem Recht, und daß der echt berlinische Einschlag nicht fehlt, versteht sich beim Rose-Theater von selbst.

Offenlich erlebt dieser erste Band recht viele Nachfolger. Ich möchte wünschen, daß er möglichst vielen in die Hand kommt, die noch nicht im Rose-Theater waren; er ist geeignet, dieser Bühne neue Freunde zu werben.

Felix Hasfelberg.

Günther Bugge: Der Alchimist. Die Geschichte Leonhard Thurneyffers, des Goldmachers von Berlin. Wilhelm Limpert Verlag, Berlin 1939. 303 S., 6 Taf. 6,50 RM. — Rudolf Schwarz: Leonhard Thurneyffer zum Thurn. Roman aus dem alten Basel. Verlag Adolf Febr, Zürich 1940. 260 S., 1 Taf. 3,30 RM.

Anstatt einer zu erwartenden neueren Lebensdarstellung Leonhard Thurneyffers auf quellenmäßiger Grundlage haben wir einen Roman über sein Leben erhalten. Da sich aber zwei Städte in den Ruhm teilen, ihn zu ihren Bürgern gezählt zu haben, Basel als seine Geburtsstadt und Berlin als die Stadt seiner gänzlichsten Wirkungszeit als Leibmedikus des Kurfürsten Johann Georg, so hat nun auch jede Stadt ihren Thurneyfferroman bekommen.

Um den Alchimisten Thurneyffer hat sich durch die Jahrhunderte viel Geheimnisvolles gewoben. E. T. A. Hoffmann hat ihn vollends, mit Meisterschaft und nicht ohne Ironie, in einer der Erzählungen der Serapionsbrüder, der „Brautwahl“, in der Gestalt des Goldschmieds Leonhard zu einem Gespenst des Berlins von 1819 und zu einem Zauberkünstler gemacht. Dabei war schon im Jahr 1783 der aufgeklärte und kluge Arzt J. C. W. Moehsen in seinen „Beiträgen zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg von den ältesten Zeiten an bis zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts“ den Spuren des Thurneyfferschen Lebens nachgegangen und hatte mit Sorgfalt und kritischer Überlegung auf Grund seiner Schriften und der in der Berliner Staatsbibliothek aufbewahrten Handschriften und Brieffsammlungen Thurneyffers ein Bild seines Lebens und Wirkens gezeichnet und die alchimistische Legende zerstört.

Diese alte Arbeit Moehsens ist die Grundlage des Romans von Bugge. Der Verfasser hatte, wie er im Nachwort schreibt, die Absicht, eine wissenschaftliche Arbeit über Thurneyffer zu liefern, ist aber durch die Lückenhaftigkeit des vorliegenden Quellenstoffes dazu verführt worden, den abenteuerlichen Lebensgang Thurneyffers in einem Roman darzustellen und dabei dort, wo die Quelle versiegt, die Einbildungskraft einspringen zu lassen. Das Ergebnis ist nun freilich kein Roman, selbst wenn man nur die geringsten formalen Regeln für diese mißbrauchteste aller schriftstellerischen Formengattungen gelten lassen möchte; es ist eine volkstümliche Lebensbeschreibung, in der einzelne Szenen mit dichterischer Freiheit ausgemalt sind. Democh bleibt selbst die Gestalt Thurneyffers skizzenhaft angelegt, während Mit- und Gegenspieler nur wie Schatten auftreten. Da besitzt Schwarz, der Verfasser des Basler Thurneyfferromans, die größere Gabe des Fabulierens; er versteht

es, ein lebendiges Bild des Bajels von 1580 zu entwerfen, in das Thurneysser von Berlin aus zurückkehrte, um ein drittes Mal zu heiraten und einen Hausstand zu gründen. Freilich bewegt diesen Verf. deutlich eine bestimmte Absicht: er will das Unrecht, das die Vaterstadt Thurneysser angetan hat, rechtfertigen und versucht, die Gestalt der letzten Ehefrau, die Thurneysser schließlich um Hab und Gut gebracht hat, in ein menschlich erfreuliches Licht zu setzen. Daß er dabei allerdings den Boden des Historischen völlig verläßt, sich über alle überlieferten Tatsachen hinwegsetzt, soweit sie nicht in sein Wunschbild passen, macht seinen Roman geschichtlich fast wertlos.

Günther Bugge hat sich keinen Verstoß gegen die Quellen erlaubt, soweit seine Darstellung eben auf Quellenstoff beruht. Er hat auch über Mochsen hinaus die Berichtigung verwertet, die H. F. M a c c o auf Grund seines Studiums der Basler Kirchenbücher in der Zeitschrift unseres Vereins, Jahrgang 1934, S. 77 f., zum Geburtsdatum Thurneysers gemacht hat¹⁾. Auch die Entdeckung Max Speters, die Licht über die Flucht Thurneysers aus Berlin 1584 gebracht hat (zuerst in der „Vossischen Zeitung“, Unterhaltungsblatt Nr. 21 vom 25. Januar 1930, dann erweitert in der Zeitschrift für Bücherfreunde, Jahrgang 1935, S. 145 ff.), ist berücksichtigt, ebenso wie dessen Auffindung der in Berlin bei seiner Flucht hinterlassenen alchimistischen Handschrift Thurneysers, des Manuscriptum de transmutatione Veneris in Solem, nach dem Mochsen vergeblich geforscht hatte. Diese Handschrift ist auch in einigen Lichtbildern wiedergegeben.

Wenn man aber von dem Verfasser, der bekannt ist als Fachschriftsteller auf dem Gebiet der Chemie, eine Aufklärung über das alchimistische Problem erwartet hat, so wird man bitter enttäuscht. Ebenso wie Ernst C r o u s Thurneysers Bedeutung für die Geschichte der Druckkunst in seinem schönen Werk über die „Schriftgießereien in Berlin von Thurneysser bis Anker“ (Berlin 1928) gewürdigt hat, hätte wohl wenigstens der Versuch einer Einordnung Thurneysers in die Geschichte der Alchimistiekunde und damit der Chemie gemacht werden können. Der Leser wird zwar wiederholt auf das „ehrliche Bemühen der Chemisten“ hingewiesen; doch wenn er Aufklärung sucht, worin dies wohl bestanden habe, so wird ihm schulmeisterlich vorgehalten: „Wer hochmütig auf diese alchimistische Pseudowissenschaft herablickt, möge sich fragen, ob in vierhundert Jahren die Gelehrten auf unsere heutigen chemischen und physikalischen Lehrbücher nicht mit dem gleichen mitleidigen Lächeln zurückschauen werden, wie wir auf Thurneysers Erstlingswerke . . .“ Mit solchen Redensarten wird freilich keiner Erkenntnis weitergeholfen. Im Gegensatz hierzu erweist sich der kenntnisreiche und klardenkende Arzt der Aufklärungszeit als der weit Einsichtigere. Mochsen hat sich die Mühe gemacht, die alchimistischen Bücher Thurneysers wirklich zu lesen, und ist zu der Einsicht gelangt, daß die Dunkelheit, die über ihnen liegt, absichtlich ist; der Vergleich mit der heutigen Chemie ist also völlig abwegig auch für einen gedachten Betrachter aus ferner Zukunft. Daß Thurneysser gleichwohl kein Betrüger im gewöhnlichen Wortsinne war, hat auch Mochsen anerkannt, obgleich es ihm „noch in den letzten Jahren, des Amganges bei Hofe ungeschadet, an Lebensart und an einer guten Urteilskraft gemangelt habe“; freilich gebe er ein gutes Beispiel, sagt Mochsen weiter, „daß nicht allemal sehr viel Verstand erfordert werde, um in der Welt sein Glück zu machen, mehr aber, sich darin zu erhalten“.

Dr. Kurt Richter.

Gustav Hillard: Die Nacht des Dr. Selbende. Hansische Verlagsanstalt, Hamburg [1942]. 88 S. 1 RM.

Die Lust E. T. U. Hoffmanns weht in dieser Berlinischen Novelle — so können wir sie bezeichnen, wenn auch Berlin

¹⁾ Herr Dr. Kügler weist freundlichst darauf hin, daß schon ein anderer vor Macco das richtige Geburtsdatum Thurneysers festgestellt hat: Rudolf Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz, Dritter Zyklus, Zürich 1869, S. 32/33, in einer Fußnote zu Paracelsus. Kein Wunder, daß dies übersehen worden sei!

nicht ausdrücklich genannt wird. Das Antlitz der angeblich so nüchternen, hier jedoch fast als Landschaft empfundenen Hauptstadt in der Abenddämmerung, im Dunkel der Nacht und im Licht des aufgehenden Tages offenbart sich in einem eigentümlich schillernden Halbdunkel zwischen Wirklichkeit und Romantik. In dieser Nacht vollendet sich das Schicksal des Dr. Selbende, eines Kunstgelehrten der Nachkriegszeit. Er hat nach der Revolution von 1918 aus Ekel vor den niedrigen Trieben der Masse sich eine eigene Welt vornehmer Persönlichkeitskultur aufgebaut. Durch seine nächtlichen Erlebnisse wird ihm offenbar, daß seine Lebensform vor der Wirklichkeit zerbricht. Sein Schicksal ist von dem Dichter sicher typisch für die versinkende Welt edelster bürgerlicher Lebenshaltung gemeint, und symbolisch sind alle Gestalten, die ihm begegnen. Der Leutnant Heinrich z. B. ist der Vorkämpfer der kraftvollen und unproblematischen Jugend, der die Zukunft gehören wird. Eigentümlich wirkt die Gestalt des priesterhaften Herrn Wurd, in der der Dichter vielleicht den Großstadtpapst Dr. Zommeschein darstellen wollte; das Gespräch zwischen ihm und Dr. Selbende ist von einer fast aufregenden inneren Spannung erfüllt. Freilich verhindert die Verwobenheit von Traum und Wirklichkeit, so sehr sie in der Stimmung glücklich ist, eine klare Deutung der Geschehnisse und Gestalten, zu der andererseits der Leser durch den weltanschaulichen Charakter der Handlung — nicht so bei E. T. U. Hoffmann! — gezwungen ist.

Dr. Paul K. Richter.

U. S. Rober: Zirkus Renz. Roman. Karl Siegismond, Bln. 1942. 316 S. 6,80 RM.

Zuerst ist dieser Roman erschienen unter dem Titel „Ein Leben im roten Ring“ in der Unterhaltungs-Beilage zum „Berliner Lokal-Anzeiger“ von Mitte November 1940 bis Mitte Januar 1941. Der Verf. hat jahrelang unter Zirkusleuten gelebt und sie in zahlreichen Veröffentlichungen geschildert, auch in einem Theaterstück: Der Ruckuck fliegt aus Zirkuszelt (im Oktober 1935 im Alten Theater in Leipzig uraufgeführt). Was er zu sagen hat, seßelt immer — wen überhaupt ließe diese Welt kalt? Nun ist der Begriff des Romans bis heute noch nicht geklärt; man veräl. etwa das „Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte“ von Merker-Stammler, Bd. 3, S. 63—73, und frage nach, daß 1934 die französische Akademie eine neue Formulierung gefunden zu haben glaubte: „Ein Prosawerk der Vorstellungsart, bei dem der Verfasser in Form einer Erzählung die Leidenschaft und Charaktere malt oder die Sitten darstellt oder die Aufmerksamkeit des Lesers durch das Anziehungsvermögen des Rätselspiels und der Abenteuer geangeneht wird.“ Gegen diese Begriffsbestimmung erhob die literarische Welt Frankreichs damals Einspruch. Aber wenn ein Roman „Dichtung“ ist, so wäre Rober's Buch zumeist „Wahrheit“ unter Zugabe von etwas „Dichtung“ infolgedessen, als z. B. die Gespräche nicht wörtlich so geführt worden zu sein brauchen. Hierbei scheinen die unidionen sog. „Funkt-reportagen“ Pate gestanden zu haben — schade! Sieht man von ihnen ab, so bleibt die Lebensgeschichte des Zirkusmannes Ernst Renz noch immer „romanhaft“ genug, dieses Mannes, der es vom armen, geprügelten, fern vom Elternhause umgeworfenen kleinen Seiltänzerjungen zum hochangesehenen, ideenreichen Direktor eines weltberühmten Zirkus und mehrfachen Millionär brachte, obwohl er außer seinem Namenszuge weder schreiben noch lesen gelernt hatte — der ein innerlich Einsamer war, aber ein von seinem Beruf (oder besser: seiner Berufung) Beseffener bis in sein hohes Alter blieb (und die „Beseffenen“ sind die wertvollen Menschen!), eine gegen sich und seine Umgebung oft rücksichtslose und harte Herrschernatur, dem die Ehe zerbrach und die Menschen, die er liebte, entglitten. Alles belegt der Verfasser mit lebensgeschichtlichen Daten und vielen zeitgenössischen, sehr willkommenen Bildern. Ein kleines Beispiel für die Genauigkeit und den Wert seiner Arbeit: Die Bezeichnung „dummer August“ ist am 28. November 1873 auf der Galerie des Zirkus Renz geprägt worden (S. 257) und von dort durch ganz Deutschland gewandert; sie bezog sich auf den Amerikaner Tom Belling, der seit Jahren als einer der fünfzehn Clowns dort tätig war. Datum und

Name wären im Meyer-Mauermann, Der richtige Berliner, nachzutragen. Der Name ist schon seit längerer Zeit bekannt; aber als Datum gibt Heinrich Wajszel (Glanzer Schimpfnamen: Sudeten Deutsche Zf. f. Volkstunde 11, 1938, S. 72) das Jahr 1860 an, wahrscheinlich irrtümlich. Einen so hübschen kleinen Gewinn trägt der Berliner Sprachforscher in die Scheuer — nicht als einzigen! Viel Spannendes enthält diese Lebensgeschichte; sie fesselt bis zuletzt und sei warm empfohlen. Dr. Hermann Kügler.

Euse Pfeilstücker: Anna Luise Karshin. Mar Möhring, Leipzig o. J. [1942]. 492 S. 7,50 RM.

Erst aus dem Nachwort S. 492 erfährt der Leser, daß er „keine Biographie, sondern einen Roman“ gelesen hat und die Verfasserin „daher bemüht auf wissenschaftliche Genauigkeit“ verzichtet. Gang der Handlung und Anlage der verschiedenen Gestalten, jaß sie, entsprechen im allgemeinen der Überlieferung; aber aus künstlerischen Rücksichten habe sie manches umgestaltet oder „gar ausgelassen“. Bei den Briefen und den Gedichten habe sie öfters auf genaue Anführung verzichtet müssen; vieles ist zwar wörtlich wiedergegeben, aber andersartig zusammengestellt, manches abgeändert, „vielleicht auch hier und da dem heutigen Sprachgebrauch angenähert; einiges ist völlig freie Erfindung“. Dies alles klingt wie eine Entschuldigung für das Buch; dem es jetzt dem Leser weder reine Geschichte noch reinen geschichtlichen Roman vor, und die Verfasserin scheint selber gefühlt zu haben, daß sie keine von beiden Bezeichnungen auf das Titelblatt hat setzen dürfen, um den Leser vor Enttäuschung zu bewahren. Das Nachwort bereitet aber trotzdem eine — ja, es verärgert; doch um die Anmutigsten glattzustreichen, empfiehlt sie „ein vortreffliches kleines Buch“ von Herbert Menzel, Das Lied der Karshin... Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1938. Trotz einiger wohlglücklicher Teile, in denen das Herz der Verfasserin wie miterlebend mit dem Los ihrer Heldin schlägt, befriedigt das Buch als Ganzes doch nicht, auch wenn es nur leichter Unterhaltungsstoff sein sollte. Sprachliche Abgeschmacktheiten stören mehrfach: (S. 116) „Beim Mittagessen war Hirsekorn wie immer kurz angebunden...“ aber er bollerte wenigstens nicht los. Er überlegte sich sogar, ob er Anna Luise von dem Bier abgeben sollte, krank es aber dann doch lieber selbst. Na, wenn schon!“ (Dieser Ausruf galt zu meiner Studentenzzeit in Berlin als jüdisch.) Der folgende Satz (S. 121) erinnert an die Wühlblattbilder von J. Z. „modernen“ Dienstmädchen: „Sie las, wenn sie die Wiege schaukelte; sie las am Kochtopf, in der Rechten den hölzernen Kochlöffel, in der Linken das Buch.“ Der nur schwarz gemalte Chemann, der doch bei einer so unwirtschaftlichen Frau nicht allein schuld an dem Auseinanderleben war, hätte ein Bildchen von Wilhelm Busch verdient. (S. 128): „Nachts lag sie wach, während Hirsekorn neben ihr behaglich im Schlaf schlusste und grunzte, und saun grübelnd nach.“ Backfischhaft klingt das wiederholte „arg“, S. 23, S. 200: „Gar zu komisch war diese Frau, aber arg lieb.“ Störend wirkt „bränden“ ohne „zu“, sonderbar die Behauptung in dem Vergleich (S. 220): „Tiefe und herzbehaftete Wünsche gehen in Erfüllung, sofern man nicht selbst vor der Lauterkeit der Erfüllung zurückschreckt (lies: -schrückt) wie vor der vollkommenen Reinheit des Tones.“ (Warum sollte „man“ davor zurückschrecken?) S. 412: „In den folgenden Tagen saß Anna Luise in ihrem kleinen Zimmer und dichtete ohne aufzuhören. Es war schon eine Plage, man konnte es nicht anders nennen.“ Als Plage hatte der einstufige Chemann Hirsekorn diese Dichteritis auch schon empfunden und durfte sich nicht mucken; aber der Leser darf über solche Stillblüte doch wohl schmunzeln? Doch das alles bleibt zurück hinter den derben Schilderungen gewisser Empfindungen eines jungen Mädchens oder Weibes, und ein nicht pröder Mann müßte dankbar für solche Aufklärung sein: S. 105 „Die offensichtlichen Huldigungen Heinrich Hirsekorns taten ihrem preisgegebenen Herzen wohl, und die Art, wie er sie beim Tanz mit dreister Hand berührte, hatte ihre junge Begehrlichkeit geweckt. Also da war doch jemand, noch dazu ein stattlicher Mann, man konnte schon sagen, ein Herr, der sich um sie bemühte. Mochte der andere bleiben, wo er war! Er konnte sich vertrieben, jehwohl!“

S. 111: „Der junge Chemann hatte einen Lederbeutel herausgezogen, ihn ein paarmal hin- und herhopfen lassen und mit üblen Worten auf die schwächliche Mitgift angespielt. Aber das war noch halb im Scherz gewesen und hatte sie nicht weiter beunruhigt, war ihr auch über all dem Süßen und Merkwürdigen, dem Atemraubenden und dem Erschreckenden der folgenden Wochen aus dem Sinn gegangen. Dann hatte sich gleich das Kind gemeldet; sie hatte vor lauter Uebelbefinden nicht aus noch ein gewußt...“ Mit größerer Lüsterheit hätte auch ein männlicher Verfasser die Erlebnisse der Fliederwochen nicht schildern können, und wer den Unterschied zwischen Kunst und Kitsch fühlen will, der vergleiche etwa die zarte Schilderung zu Beginn von Ina Seidels „Wunschkind“ mit dieser (S. 152): „Dennoch geschieht es in einer unruhigen Föhnnacht zwischen Spätwinter und Frühling, daß eine große, dunkle Gestalt zu ihr hereintappt und sie mit ungestümen und fast zornigen Liebstörungen überfällt, also daß aus dieser widerstrebend abgekenneten und in leidvoller Ergebenheit empfangenen Umarmung neues Leben erwächst.“ Doch der Beispiele sind übergenug, um die Ablehnung dieses sogenannten Romans zu begründen; es tut in der Zeit der Papierknappheit ohnehin weh, den kostbaren Stoff vertan zu sehen. Vielleicht hätte sich die Verfasserin begnügen sollen, einige Szenen aus dem Leben ihrer Heldin als Kurzgeschichten zu erzählen — wenn überhaupt nach Herbert Menzels überschwenglichem Buch von der Karshin noch mehr Bewens gemacht werden mußte; sechs Dichterinnen von Rang haben ihm Gelsinworte mitgegeben. Übrigens hat unsere Zeitschrift in früheren Jahren wiederholt in Wort und Bild auf die von Gleim so bezeichnete „deutsche Sappho“ hingewiesen. Wer sie gerecht beurteilen will, darf nicht verweigern, wie sehr viel gerade sie in ihrer Dichtkunst andern schuldig blieb, und wird sich an die besonnene und kenntnisreiche Kritik halten, die Franz Wunder im 15. Bande von Kürschners Deutscher National-Literatur (Quatrecentier und preußisch-patriotische Lyriker) geschrieben hat. Dr. Hermann Kügler.

Rolf Brandt: Berlinerim im tollen Jahr. Roman. Verlag Scherl, Berlin. 198 S. 3,80 RM.

Die Märzereignisse des Jahres 1848 bilden den Hintergrund der Handlung dieses Berliner Romans. Ein etwas merkwürdiger Vorfall leitet sie ein: junge Burtschen berauben eine junge Berliner Handwerkerschöpfung bei ihrem Besorgungsgang in der Oberwallstraße ihres Kleides, sogar auch der Unterröcke, die sie „als Vogelscheuche gegen das Militär“ auf die Barrikaden stellen wollen; das junge Mädchen rächt sich durch ein paar gewaltige Maulschellen, muß aber in Unterhofen bis zum Morisplatz in das Haus ihrer Eltern laufen. Daraus folgen Auknüpfung, Verwirrung und Entwirrung des Handlungsfadens. Der Inhaber der Seidenhandlung der Gebr. Arnous und seine Tochter stellen die Gegenspieler dar und ergänzen die geschilderte Umwelt des wohlhabenden Handwerkerturns nach der bürgerlich glänzenden Seite.

Die Darstellung der mit der Handlung verknüpften Ereignisse der Märztage von 1848 bleibt im großen und ganzen im Bereich des historisch Richtigen oder wenigstens Möglichen. Bekannte Namen werden erwähnt, der Prinz von Preußen und der Herr von Schönhausen treten sogar persönlich auf. Als Charakterisierung ist die Gestalt der jungen Berlinerim vielleicht nicht schlecht getroffen. Doch lassen der etwas gar zu lässige Stil und die geringe Bedeutung der Romanfabel eine eigentlich literarische Würdigung des Romans nicht zu; er gehört zu dem wegen seines heimatgeschichtlichen Bemühens anzuerkennenden Unterhaltungsschrifttum. Dr. Kurt Richter.

Hans Ludendorff: Zur Frühgeschichte der Astronomie in Berlin. Vorträge und Schriften der Preuß. Akademie d. Wissenschaften, Heft 9. De Gruyter, Bln. o. J. [1942]. 23 S. 0,90 RM.

Da es sich um einen Vortrag handelt, ist es nicht eben allzu viel, was der verstorbene Direktor des Astrophysikalischen Observatoriums in Potsdam mitteilt. Er beginnt mit der Weissagung des Süßinger Astronomen Johannes

Stöffler 1499 auf die Sintflut im Februar 1524; Willibald Alexis verwertet sie ja im „Wervolf“ und jüngst Werner Bergengruen in seinem Roman „Im Himmel wie auf Erden“ (vgl. die Besprechung von Schuster im Jahrg. 1941, S. 43, und jetzt auch die beachtenswerte Abhandlung von Fritz Curschmann „Historischer Roman und Geschichte“ in den Forschungen zur Brandenb. u. Preuß. Geschichte 54, 1942, S. 152—171). Der Hofastrologe Joachims I., Carion, trat für sie ein. Ludendorff streift noch Thurneisser und Madeweis und fügt eine Übersicht über die Geschichte der Sternwarten allgemein hinzu; den Beschluß dieser Ausführungen bildet die Erwähnung der Berliner Sternwarte in der Dorotheenstraße, die zu Anfang unseres Jahrhunderts dem Gebäude der Staatsbibliothek hat weichen müssen — in unserer Stadt mit dem nicht sehr ausgeprägten geschichtlichen Sinn hat sie nicht wenigstens zu einem Teil erhalten werden können, obwohl sie doch eine nicht unerhebliche Rolle gespielt hat. An ihr wirkten als erste das Ehepaar Gottfried und Elisabeth Kirch, sodann deren Sohn Christfried. Die Privatsternwarte des gleichzeitigen Freiherrn von Krosigk in der Wallstraße 72 wird nebenbei erwähnt. Mit der Nennung von Bode und Ende schließt die Schrift. Sie ist freilich dankenswert als Hinweis auf diesen Teil der Wissenschaftsgeschichte Berlins, läßt aber doch stark wünschen, dieses Thema einmal gründlich zu behandeln. Der Vortragende sagt gelegentlich: „Doch wir sind wiederum (!) von unserem eigentlichen Thema abgekommen“; er deutet damit an, daß er nur Unvollkommenes und wenig Eindringliches bietet und einen Abend nur unterhaltsam füllen will.

Dr. Hermann Rügler.

Friedrich Meinecke: *Aphorismen und Skizzen zur Geschichte*. Koehler & Amelang, Leipzig 1942. 197 S. 3 RM.

Friedrich Meinecke, der am 30. Oktober 1942 seinen 80. Geburtstag beging, hat sich die schönste Geburtstagsgabe selbst dargebracht. Es ist ein schmales Bändchen von Aphorismen und Skizzen zur Geschichte, in denen er die Summe seines geschichtlichen Erlebens und Erkennens zieht. Gerade das Ungeformte, besser gesagt: Ursprüngliche, dieser Skizzen und Aphorismen macht sie uns besonders wertvoll; es ist, als lauschte man dem einsamen Zwiegespräch dieses Altmeisters unserer Geschichtsschreibung, der ähnlich wie Beethovens in seinen spätesten Werken seine tiefsten Gedanken nur für sich selbst niedergeschrieben zu haben scheint. So klingt auch eine wunderbar reine und klare Melodie durch Meineckes kleines Alterswerk, die wir ehrfürchtig in uns aufnehmen.

Meineckes Gedanken umfassen den ganzen weiten Horizont der Geschichte und der Geschichtsschreibung. Er, der über 40 Jahre lang die historische Zeitschrift, übernommen aus den Händen Sybels und Treitschkes, geleitet hat, ist wohl wie kaum ein anderer dazu berechtigt und imstande, Rechenschaft abzulegen über den Sinn unseres geschichtlichen Forschens und Denkens. Seine Gedanken kreisen immer wieder um den Begriff des Historismus, dessen Entstehung er ein großes Werk gewidmet hat, um geschichtliche Entwicklung und geschichtliche Individualität, die für ihn untrennbar zusammengehören. Es ist für ihn charakteristisch, daß er den Historismus nicht ena im sachwissenschaftlichen Sinn nur als ein besseres wissenschaftliches Verstehen der Vergangenheit wertet, sondern als eine neue Lebenshaltung oder, wie er sagt, Lebensbehandlung ansieht, der es „um ein grundsätzliches Verstehen menschlichen Lebens, ob gegenwärtig oder vergangen, von innen her, von seinen jeweiligen Quellpunkten her“ ging. Darum ist ihm auch nicht ein Historiker oder ein nur auf das Geschichtliche gerichteter Denker der Gipfelpunkt dieser Lebenshaltung, sondern

Goethe, der es so „am tiefsten und reichsten vor-gemacht hat“.

Von Goethe aus auch versteht er Ranke, dessen großes geschichtliches Lebenswerk schon immer im Mittelpunkt seiner ebenso eindringlichen wie sorgfältig abwägenden Betrachtungen gestanden hat. Ein Glanzstück solcher Betrachtungen ist der Ausruf „Deutung eines Rankewortes“, der zugleich, so möchte man fast sagen, Meineckes geschichtliches Vermächtnis enthält. Es handelt sich um die Behauptung, die Ranke am Eingang seiner 1854 in Berchtesgaden für König Max von Bayern gehaltenen Vorträge aufgestellt hat, daß „jede Epoche unmittelbar zu Gott sei und ihr Wert gar nicht auf dem beruhe, was aus ihr hervorgehe, sondern in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst“. Die Erörterung dieser Worte führt in die tiefsten Tiefen geschichtlichen Denkens; die Frage nach dem Verhältnis der geschichtlichen Welt zu Gott wird hier gestellt. Meinecke will und kann Ranke nicht mehr bis zum letzten folgen; Univerſum und Menschheit liegen dunkler vor unsern Augen; meint er, als sie vor Ranke lagen; die Weltgeschichte habe für uns einen überaus tragischen, ja dämonischen Charakter angenommen. „Der höhere Glanz, den sie noch für Ranke trotz aller auch von ihm gegebenen dunklen Abgründe hatte, ist für uns verblühen.“ Aber obgleich Meinecke Rankes Gedanken von einer „Providenz Gottes über die Geschichte“, einer göttlichen Vorsehung, die in der Geschichte walte, nicht mehr anzuerkennen vermag, so hält er doch fest an der Gültigkeit des Rankeschen Satzes von dem „Immediat-verhältnis zwischen der Gottheit auf der einen und allen Individualitäten der Geschichte auf der anderen Seite“, das heißt, von der Gottunmittelbarkeit jeder geschichtlichen Erscheinung, die „in ihrer Existenz selbst, in ihrem eigenen Selbst“ beruht. In der religiösen Weiterführung dieser Überlegungen trifft sich Meinecke, wie mir scheint, mit Gedanken, die Eduard Spranger in seinem Vortrag über „Weltfrömmigkeit“ berührt hat; diesem Gelehrten auch hat Meinecke das ganze Bändchen gewidmet und seinen Beitrag zur Spranger-Festschrift wieder abgedruckt.

Es ist nicht möglich, in einer kurzen Besprechung den Inhalt dieses gedankenschweren Bändchens auszuschöpfen; nur einiges soll noch angedeutet werden. Das Buch ist durchweht von der Ahnung, daß die Phase des geschichtlichen Bewußtseins, die Meinecke selbst vertritt, womöglich zu Ende gehe und einem unbefamten Neuen weichen müsse. Dennoch ist sein Glaube fest gegründet, daß „auch das schöpferische Neue in der Geschichte, selbst wo es als Revolution in sie eintritt, wenn man es tiefer untersucht, in etwas Vergangenen verwurzelt ist“. Meinecke kennt die Abgründe der Geschichte, die sich in unserer Zeit tiefer denn je aufgetan haben. Aber er vertraut darauf, daß der Glaube an das Göttliche in der Menschheit nicht untergehen kann, daß die Ahnung uns nicht trügt, daß es eine Lösung des tragischen Zwiespalts der Weltgeschichte, eine höhere Einheit wirklicher und überwirklicher Welt geben muß. Der Erfolg einer geschichtlichen Erscheinung ist nicht entscheidend für die höchste geschichtliche Beurteilung; diese hat vielmehr „nach deren Eigenwert, nach ihrem Goldgehalt, nach ihrem Grad von Gottverwandtheit zu fragen“. Mögen die Wege der Geschichte auch dunkel sein und vielfach in die Irre gehen, so bleibt uns doch der Trost, mit dem Fr. Meinecke uns entläßt: „Während ist nur, wie der ewige Zerstörungstrieb, so auch der ewige Baubtrieb der Menschheit, der auf jedem Ruinenfelde wieder einen Tempel zu errichten versucht.“ Solchen geschichtlichen Zuspruch, dessen wir heute mehr denn je zuvor bedürfen, uns zuteil werden zu lassen, ist das letzte und tiefste Verdienst der Aphorismen- und Skizzenammlung von Friedrich Meinecke.

Dr. Kurt Richter.

Die Verfasser sind für den Inhalt ihrer Beiträge verantwortlich. Es wird gebeten, entbehrliche Fremdwörter zu vermeiden. Unverlangte Arbeiten werden nur zurückgesandt, wenn die nötigen Briefmarken beilegen. Herausgeber: der Vorsitzende, Studienrat Dr. Rügler, Berlin NW 21, Dortmundstr. 6. Fernsprecher 39 28 04. Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstr. 68—71. Postcheckkonto des Vereins: Berlin NW 7, Nr. 313 65. Bibliothekstunde: Sonnabends von 17 bis 19 Uhr im Deutschen Dom am Gendarmenmarkt.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn, Buchdruckerei, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.